



Dreißigster Jahrgang.

44.

Donnerstag, am 29. October 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Traum.

Nach dem Englischen.

Es war in einer kalten, sternenhellen Nacht im Monat November, als zwei Personen aus dem Walde herausstraten, welcher sich über die Anhöhen unmittelbar hinter dem romantischen Städtchen Matlock in Derbyshire ausbreitet. In dichten Massen lag der Schnee auf den dunkeln Tannen und den Stämmen der entblätterten Eichen und Buchen, und der einsame Schäfer, der zuweilen durch diesen Wald zog, würde sich nicht wenig gewundert haben, wäre er hier und zu solcher Stunde den Beiden begegnet, die, wie es schien, keine Ursache hatten, sich einer so strengen Kälte zu dieser Zeit auszusetzen: denn es war ein junges, schönes Mädchen, das schon ihrer Kleidung nach einem höhern Stande angehörte, und ein Mann in seinen besten Jahren, obschon sich Spuren in seinem Gesicht zeigten, nach de-

nen man ihn für älter hätte halten können, als er wirklich war. Athemlos standen sie einige Augenblicke auf dem Gipfel des Berges still, den das Mädchen nicht ohne Schwierigkeit erstiegen hatte; es war aber nicht sowohl körperliche Erschöpfung, die sie hier ruhen ließ, als vielmehr ein Gefühl von Furcht, welches plötzlich ihre Schritte hemmte und das ihr Begleiter vergebens zu verscheuchen suchte.

„Laß mich,“ bat sie, als er ihr liebend die Hand drückte und sie versicherte, wie die Ihrigen es ihr bald verzeihen würden, wenn sie mit ihm fliehe. „Laß mich, ich beschwöre Dich. Sollten später mein Onkel und meine Tante einwilligen, sollte mein Vater zurückkehren, so werde ich die Deinige. Aber ich kann, nein, ich kann ohne ihr Wissen einen solchen Schritt nicht thun. Es würde ihnen das Herz brechen: sie sind gut und liebevoll, wenn auch zu streng in ihrem Urtheile über Dich. Sie werden es aber schon einsehen, habe nur Geduld. Vielleicht kehrt auch schon in einigen Monaten mein Vater zurück, und wenn er sieht, wie mein ganzes Glück von unsrer Ver-

bindung abhängt, so wird er auch seine Einwilligung nicht versagen."

"Aber, Marie, warum bewilligtest Du mir diese Zusammenkunft, — wie konntest Du mir Hoffnung machen, die Meine zu werden und sie so grausam täuschen?"

"Nein, nein, Edmund! Du hast mich mißverstanden; ich kam nur hierher, um Dir Lebewohl zu sagen, nur, um Dich meiner ewigen Liebe zu versichern, um in Deiner lieben Nähe für Dein Wohl zu beten, wie ich es so inbrünstig jeden Tag in meiner Einsamkeit thue. Lebe wohl, Edmund! Möge der Himmel Dich segnen!"

Sie wollte gehen, aber Edmund hielt sie zurück. "Noch einen Kuß, Marie — und schwöre mir, daß Du nie einem Andern angehören willst, sollte man Dich mit falschen Nachrichten bestürmen über Einen, den Du nur den Namen nach kennst, — schwöre mir, daß Du ihnen keinen Glauben schenken willst!"

"Ich schwöre!" rief das Mädchen, "ich schwöre, daß ich nichts glauben will, als was mein Herz mir sagt — daß Du gut bist und es aufrichtig meinst, — daß ich nie die Gattin eines Andern werden will, daß es stets mein heißester Wunsch sein soll, die Deine zu sein!"

Edmund schloß sie noch einmal an's Herz, und im nächsten Augenblicke eilte sie flüchtigen Fußes den steilen Berg hinab, dem Hause zu, das ihr so manches Jahr eine glückliche, friedliche Heimath gewesen war, bis ihr junges Herz der Liebe bitterste Schmerzen erfahren sollte, als ihre Verwandten ihr geboten, sich auf immer von Edmund zu trennen.

Edmund Liße befand sich in Indien, als sein Vater starb; wenige Jahre darauf kehrte er nach England zurück. Edmund war Soldat. Schon früh war er in die Dienste des Vaterlandes getreten, und hatte sich bereits durch seine Tapferkeit bis zum Range eines Capitäns emporgeschwungen, als ein Zufall ihn zum Dienste auf längere Zeit untauglich machte und ihn veranlaßte, in sein Vaterland zurückzukehren. Eine Waise, fast ohne Freunde, hatte er, als er den heimischen Boden wieder betrat, keine Stätte, wo man ihn mit einem herzlichen Willkommen empfangen haben würde; aber mit der Hoffnung

und dem frischen Muthe der Jugend suchte er sich von dem Gefühle der Verlassenheit los zu machen, das sich über ihn stahl, als er am ersten Abende nach seiner Rückkehr in's Vaterland über seine Lage nachdachte, und so wohl gelang es ihm, daß er schon nach wenig Tagen in ein Studium vertieft war, welches ihm eine Reise durch England doppelt angenehm machen sollte. Er war überzeugt, daß ihm bei seinem Wiedereintritte in die Armee die Feldmehrkunst vom größten Nutzen sein würde, und er hatte bereits in der Absicht, sich darin zu vervollkommen, mehre der westlichen Provinzen durchwandert, als er nach Matlock kam, dessen Umgebungen ihm so gefielen, daß er daselbst einige Zeit zu verweilen beschloß, wenig ahnend, welche Wendung sein Geschick hier nehmen sollte.

Und hier war es, wo er Marie Robertson kennen lernte. Sie lebte bei ihrer Tante und ihrem Onkel, dem Prediger eines benachbarten Dorfkens. Ein Zufall hatte sie zusammengeführt, denn die Robertsons würden sich kaum herabgelassen haben, einen Fußreisenden als Gast aufzunehmen, hätten sie sich ihm nicht zu Danke verpflichtet gefühlt.

Edmund hatte auf einer seiner Wanderungen eine Anhöhe erstiegen und war mit Zeichen beschäftigt, als er plötzlich ein junges Mädchen auf sich zu-eilen sah, die, von einem wüthenden Stiere verfolgt, laut um Hülfe rief. Er hatte keine Waffe bei sich, aber in einem Augenblicke war sein Entschluß gefaßt. Er umschlang das erschrockene Mädchen, erfaßte mit der andern Hand die in eine Schlucht dicht neben ihm hinabhängenden Zweige eines Baumes, und ließ sich an ihnen hinunter, bis er einen Vorsprung erreichte; eine kleine Höhle, wie man sie zwischen den Anhöhen jener Gegend sehr häufig findet, gewährte ihnen Schutz vor dem wüthenden Thiere, dessen Gebrüll sie fortwährend über sich hörten. Aber Edmund wußte, daß sie sicher waren, und konnte nun dem Danke und den Segnungen von den Lippen eines der lieblichsten Mädchen lauschen, die er je gesehen. Von diesem Augenblicke an war ihm Marie sein Leben, sein Alles; aber auch Marie fühlte, daß sie fortan ohne ihren Retter wie einsam und verlassen in der Welt sein würde.

Ihre Welt war freilich bis jetzt eine sehr beschränkte gewesen. Ihre frühesten Jahre hatte sie im Hause ihrer Eltern verlebt; der Tod hatte ihr jedoch frühzeitig die liebende Mutter geraubt, und als bald darauf ihr Vater den Befehl erhalten hatte, sich bei seinem nach dem Auslande bestimmten Regimente einzufinden, hatte er sie der Sorge seines Bruders übergeben, der selbst keine Kinder hatte und gern mit seiner Frau die Erziehung Mariens übernahm. So wuchs diese auf, in Unmuth und Schönheit, von Niemandem bemerkt, als den benachbarten Landleuten, die sie nur „das frische junge Mädel“ nannten, und von einem gelegentlichen Reisenden, der mit Bewunderung die liebliche Gestalt betrachtete, die er an einem so abgelegenen Orte zu finden nicht erwartet hatte.

Da wohnte sie, in dem kleinen, freundlichen Hause am Fuße des Hügels, der sich hinter Matlock wegzog, und das von dem Dörfchen, wo die Kirche ihres Onkels stand, nur durch einige Felder getrennt war. Es gewährte ihrem Onkel das größte Vergnügen, Marien zu unterrichten, die sich freilich auch oft den Erinnerungen und Ermahnungen ihrer alltäglichen Tante ausgesetzt sah, welche Nähen und Sticken für die beiden wichtigsten Unterrichtsgegenstände für ein junges Mädchen hielt. Oft wurde sie ungeduldig, wenn sie sah, wie gern ihre Nichte allein durch die Felder und zwischen den benachbarten Anhöhen wanderte; sie hielt dies für höchst unschicklich, und als ihr Marie ihren Netter vorstellte, dachte sie weniger daran, Edmund zu danken, als vielmehr ihrer Nichte zu beweisen, wie sehr sie Recht gehabt habe, sie auf das Unpassende, Unschickliche und Gefährliche ihrer einsamen Spaziergänge aufmerksam zu machen.

„Ich habe Dir's immer gesagt,“ eiferte sie, „ein junges Mädchen sollte nirgends anders, als im Garten spazieren gehen, und nach Sonnenuntergang sollte sie hübsch zu Hause bleiben!“

War aber auch die Sonne bereits untergegangen, der Onkel, voll Dank und Freude über die Rettung seiner lieben Nichte, und ganz für Edmund eingenommen, dessen äußere Erscheinung ihn schon als einen passenden Gast im Pfarrhause ankündigte, konnte nicht umhin, diesen zu bitten, den Abend bei ihnen zu bleiben. Diesem

Abende folgten aber noch viele andere, und Marie wußte, daß Edmund sie liebte, obgleich er noch nicht von seiner Liebe gesprochen hatte.

Indessen entging doch auch dem Onkel die Gefahr für seine Nichte keineswegs, und er sah sich endlich genöthigt, zumal seine Frau immer mehr in ihn drang, sich nach den Verhältnissen des Gastes zu erkundigen. Und als Mrs. Robertson von den Leuten, bei denen Edmund wohnte, erfuhr, daß er zu Fuße eingewandert sei, daß er eben nicht wohlhabend zu sein scheine, und daß er, nach seinem eigenen Geständnisse, elternlos sei und weder Verwandte noch Freunde habe, so beschloß sie, ihn so bald als möglich aus ihrem Hause zu verbannen, und es gelang ihr endlich, ihren Gatten, der indessen recht wohl fühlte, wie sehr sie ihm verpflichtet waren, dahin zu bestimmen, Edmund ebenfalls auf eine Weise zu behandeln, die ihn veranlassen mußte, seine täglichen Besuche im Pfarrhause einzustellen. Edmund konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, die Gegend ganz zu verlassen, wo Marie war, obschon er nur gelegentlich ein Paar Worte mit ihr austauschen konnte, da sie von ihrer Tante streng bewacht wurde.

Mrs. Robertson war unablässig bemüht, irgend etwas dem Charakter Edmunds Nachtheiliges zu erfahren, und die Klatschereien der Leute, die um seine nächtlichen Wanderungen wußten, und durch seine Weigerung, sich näher an sie anzuschließen und an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen, sich verletzt fühlten, gaben ihr bald hinreichenden Stoff, so daß sich ihr Gatte bei der Wahrscheinlichkeit des Erzählten gerechtfertigt fand, Marien die Fortsetzung einer Bekanntschaft mit einem Manne zu untersagen, von dem so viel Nachtheiliges erzählt wurde.

Marie war aber nicht so leicht überzeugt; vertrauend auf die Ehre und Rechtschaffenheit ihres Geliebten, sah sie Edmund oft zu einer Zeit, wo es ihre besorgten Verwandten am wenigsten vermuthen konnten. Seine dringenden Bitten, mit ihm zu fliehen, wies sie jedoch stets auf das Entschiedenste zurück, obschon sie sich grämte und härmte und ihre Gesundheit immer mehr darunter litt.

Ungewiß, was er thun solle, um Mariens

Verwandte zu überzeugen, daß er, wenn auch arm, doch kein Abenteuerer oder Tollkopf sei, wie man im Städtchen behauptete, stand Edmund in jener Nacht, wo er von Marien Abschied nahm, eine Weile wie im Traume da; endlich brach er auf und eilte raschen Schrittes, Alles um sich her vergessend, Mariens Bild im Herzen, über Berg und Thal, obgleich es schon spät und die Nacht bitter kalt war. Erst gegen Morgen erreichte er die Landstraße. Ein Schneesturm begann sich zu entladen, und vergebens sah sich Edmund nach einem Obdache um: da glaubte er das Rollen eines Wagens zu vernehmen. Schwach, wie er war, fast halb erfroren und so matt, daß er kaum noch gehen konnte, rief er, so laut es ihm möglich war, und bemerkte zu seiner großen Freude, daß der Wagen anhielt. Es war eine Stagekutsche, die nach Derby ging, in der sich glücklicherweise nur ein Reisender befand, so daß Edmund gern aufgenommen wurde.

Der Passagier, ein ällicher Herr, zeigte ihm die freundlichste Theilnahme; er half ihm seinen von der Kälte ganz steifen Ueberrock ausziehen, ließ ihm einen aus seinem Mantelsacke und stärkte Edmund durch ein Glas vortrefflichen Wein, so daß ihm dieser bald nicht nur für seine Theilnahme auf's Wärmste danken, sondern sich auch mit seinem wohlwollenden Reisegesellschafter in ein Gespräch einlassen konnte. Wie es bei Engländern gewöhnlich der Fall ist, so geriethen sie bald auf Politik, und sie stimmten so vollkommen mit ihren Ansichten überein, daß Gespräch war bald so lebhaft geworden, daß Edmund erst, als der Wagen bereits vor dem Gasthose anhielt und der Conductor öffnete, um das Passagiergeld einzunehmen, bemerkte, daß er sich in demselben Orte befand, den er am vorigen Abende verlassen hatte.

„Wartet einen Augenblick auf mich,“ rief er dem Conductor zu, als er ausgestiegen und im Begriff war, nach seiner Wohnung, dicht neben dem Gasthose, zu gehen.

„Adieu denn,“ sagte der ältere Herr; „wie es scheint, trennen wir uns hier; ich wenigstens bleibe heute hier. Und Sie?“

„Ich,“ erwiderte Edmund mit halb erstickter Stimme, „ich — gehe weiter.“ Nachdem er dem

Fremden nochmals für das ihm erzeigte Wohlwollen gedankt, ging er in seine Wohnung, kehrte aber schon nach wenig Augenblicken mit einer Reisetasche und einem Portfolio nach dem Wagen zurück, fest entschlossen, noch einmal in die Dienste des Vaterlandes zu treten, und nicht eher zu Marien zurückzukehren, als bis er sich einen Namen erworben haben würde, der auch ihren Verwandten Achtung gebieten müsse.

Es war diesen Morgen ungewöhnlich lebhaft vor dem Gasthause. Edmund suchte vergebens nach seinem Ueberrocke und Stocke, die er beide beim Aussteigen im Wagen zurückgelassen hatte. Der Conductor versicherte, sie nicht gesehen zu haben, und daß Niemand an den Wagen gekommen sei. Ganz andere Gedanken beschäftigten indessen Edmund zu sehr, als daß er den Verlust eines Rockes sich hätte viel zu Herzen nehmen sollen; er erinnerte sich jedoch recht wohl, den ihm geliehenen seinem frühern Reisegesellschafter zurückgegeben zu haben, und vermuthete, daß dieser in der Eile auch den seinigen mitgenommen habe. So wickelte er sich in seinen Militärmantel, ergab sich in seinen Verlust, und fiel bald, von Müdigkeit überwältigt, in einen festen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als der Wagen im nächsten Orte wieder anhielt.

Traurig saß Marie am Morgen nach der Trennung von ihrem Edmund am Fenster des kleinen Frühstückszimmers im Hause ihres Onkels. Nicht einmal eine Thräne sollte ihren Schmerz erleichtern, sie konnte nicht weinen. Gedankenlos sah sie eine Weile hinaus, wo der Schnee in dichten Flocken herabfiel, bis endlich das Gärtchen, in welches das Fenster ging, obschon seines Schmuckes beraubt, sie an die glücklichen Stunden erinnerte, die sie hier mit Edmund verlebt hatte, und sich eine Thräne über ihre Wange stahl. Da näherte sich Jemand der Gartenthür. Marie glaubte, ihn früher gesehen zu haben, und doch war es ihr wie ein Traum. „Ja, ja,“ rief sie endlich, „er ist's! Es muß, es muß mein —“ Mehr konnte sie nicht sagen; sie sprang auf, eilte nach der Thüre und lag in den Armen ihres

Vaters. Wer vermöchte ein solches Wiedersehen zu beschreiben! Nach acht Jahren schloß Oberst Robertson die geliebte Tochter wieder an's Herz, nicht mehr das spielende Kind, das er zurückgelassen hatte, sondern die liebliche Jungfrau, wie er zum ersten Male seine lang betrauerte Gattin gesehen hatte, den Gegenstand seiner innigsten Liebe, seiner Hoffnung in den Tagen der Gefahr, wenn er an einem Wiedersehen fast gezweifelt hatte. Wie glücklich war Marie, daß sie dem ersten Triebe ihres Herzens nicht gefolgt, mit Edmund nicht geflohen war; wie hoffte sie wieder auf die Rückkehr glücklicherer Tage, wie sehnte sie sich, ihr ganzes Herz dem auszuschütten, der, wie sie fühlte, ihr Vertrauen mit Nachsicht aufnehmen würde!

Es lag aber in Oberst Robertson's Gesicht ein Zug von Ernst, der das Lächeln Lügen zu strafen schien, das, wenn er sprach, um seinen Mund spielte, und wenn Marie ihm zuweilen in's Antlitz sah, wenn er neben ihr saß, oder den Arm um sie geschlungen hatte, konnte sie sich einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren bei dem Gedanken an das, was sie ihm mitzutheilen so sehnlich wünschte. Mit jedem Tage wurde dies Gefühl drückender; was konnte sie ihm sagen? Wie konnte sie es wagen, ihm ihre Liebe zu einem Manne zu gestehen, der Niemanden auf der Welt hatte, ohne Rang, ohne Vermögen? Dem Auge des Vaters konnte jedoch der Zustand der Tochter nicht lange verborgen bleiben; er sprach sich gegen seinen Bruder darüber aus und erfuhr von ihm und seiner Gattin das Geheimniß. Sie wußten freilich nicht, daß Marie feierlich gelobt hatte, Niemandem als Edmund angehören zu wollen; sie wußten aber genug von seiner Liebe zu ihr und der Art, wie sie mit einander bekannt geworden waren, so geeignet, dem Herzen eines jungen, empfänglichen Mädchens gefährlich zu werden, und sie theilten dem Obersten Alles mit. Dieser glaubte aber, es würde am besten und Marien vielleicht am angenehmsten sein, wenn er sich jeder Bemerkung über das Vergangene enthalte, und ließ sie so in dem Glauben, daß er gar nichts davon wisse. Bald konnte er jedoch nicht länger Zeuge sein, wie ihre Wangen immer mehr erbleichten und ihre Gesundheit täglich schwankender wurde. In der Hoffnung, daß andere Um-

gebungen vortheilhaft auf ihren Zustand einwirken würden, beschloß er, mit ihr nach London zu gehen und zu gleicher Zeit alle möglichen Erkundigungen über Edmund Lisle einzuziehen, den er von ganzem Herzen Mariens würdig zu finden wünschte.

„Ziehe mir ja immer wollene Strümpfe an, wenn Du ausgehst, liebe Marie,“ sagte Mrs. Robertson am Abende vor der Abreise ihrer Nichte, „und vergiß mir die beiden Taschen nicht; in der einen sind Ingwerbröddchen, in der andern Bonbons, die Schlüssel zu Deinem —“

„Ich weiß, liebe Tante,“ unterbrach sie Marie, „wie liebevoll Sie für Alles gesorgt haben; ich werde mich aber doch nicht heimisch fühlen,“ fügte sie schluchzend hinzu, indem sie ihre Tante umarmte. Und als sie am nächsten Morgen in den Reisewagen stieg, war es ihr, als müsse sie jede Hoffnung aufgeben, Edmund wiederzusehen. Wie sollte er ihren Aufenthalt erfahren, da er sich ihrem Onkel und ihrer Tante, nach der Behandlung, die er von ihnen erfahren hatte, gewiß nicht wieder nähern würde? — Oberst Robertson versuchte seine Tochter aufzuheitern; die Gefahren, die er bestanden, die Schlachten, in denen er gefochten, die mancherlei Scenen, in denen er theils Zuschauer, theils Theilnehmer gewesen war, konnten nicht anders, als das lebhafteste Interesse bei Marien erwecken, und wenn sie auch ihren Vater zuweilen nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit ansehen konnte, so fühlte sie doch auch wieder, daß er sie innig liebte.

Die Reisenden hatten eben zu Derby die Pferde gewechselt und eilten, durch eine enge Gasse zu kommen, als sie durch einige im Wege stehende Karren aufgehalten wurden. Hinter diesen hielt eine Kutsche, und Marie hörte, wie Jemand in ziemlich barschem Tone nach der Ursache des Aufenthaltes fragte. Sie sah zum Wagen hinaus, die Karren machten Platz, und in demselben Augenblicke flog die Kutsche an ihr vorüber, so nahe, daß sie Edmund darinnen erkennen konnte. Die beiden andern Personen, welche neben ihm saßen, hatte sie kaum bemerkt. Fast besinnungslos sank sie auf ihren Sitz zurück. Der Oberst glaubte, sie sei durch das schnelle Vorüberfahren des Wagens erschreckt worden, und versicherte sie, daß es

durchaus keine Gefahr habe; aber wie erstaunte er, als sie sich aufrichtete und rief: „Bester Vater! Er war es! Es war mein Edmund!“ Mehr konnte sie nicht sprechen. Da eröffnete ihr der Vater, daß er bereits mit ihren Verhältnissen befannt sei; er beschwor sie, ihm ihr ganzes Vertrauen zu schenken, versicherte sie seiner innigsten Theilnahme, warnte sie jedoch auch, sich nicht einer Leidenschaft zu überlassen, die nicht nur für ihre eigne, sondern auch für seine Ruhe und die ihrer Verwandten verderblich werden könnte. Mit Thränen in den Augen beschwor ihn aber Marie, in den Gasthof, den sie eben verlassen hatten, zurückzukehren, und, sollte Edmund noch dort sein, sich selbst zu überzeugen, ob dieser seiner Achtung werth sei.

Gern erfüllte der Oberst die Bitte seiner Tochter. Sie hatten den Gasthof bald wieder erreicht und beschlossen, die Nacht über daselbst zu bleiben. Marie hoffte wieder! Nach zwei Stunden kehrte ihr Vater zurück, dessen Nachfragen jedoch vergeblich gewesen waren. Er war in allen Gasthäusern gewesen, hatte aber nirgends auch nur die geringste Spur von Edmund finden können. Am folgenden Morgen waren der Oberst und Marie wieder auf dem Wege nach London; er bot Alles auf, um sie zu überzeugen, daß sie sich geirrt habe, was, wie er sagte, um so leichter sei, da ihre Gedanken so ausschließlich mit Edmund beschäftigt wären. Ein Brief seines Bruders, in Antwort auf eine, Edmunds Rückkehr nach Matlock betreffende Anfrage, benachrichtigte ihn, daß man nichts von ihm gesehen oder gehört habe, und dies nahm der armen Marie die letzte Hoffnung.

Einige Tage nach ihrer Ankunft in London war sie eben im Begriff, die Treppe hinauf zu gehen, — der Oberst war allein im Speisezimmer zurückgeblieben, — als sie hörte, wie Jemand zum Diener sagte, der die Hausthüre geöffnet hatte: „Ich soll den Brief Miß Robertson selbst übergeben.“ Sie eilte auf den Boten zu, ergriff hastig den Brief und erkannte Edmunds Handschrift. Ohne weiter eine Frage an Jenen zu richten, eilte sie auf ihr Zimmer und las — bei dem Scheine des Kaminfeuers:

„Geliebte Marie!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich bereits außerhalb des Reiches Derer, die sich alle Mühe geben, mich durch ihre Bosheit in den Augen Deiner Verwandten herabzusetzen. Heute Abend lichten wir die Anker. Ich gehe nach Indien, um dort wieder in mein Regiment einzutreten, und ich hoffe, Du sollst Dich meiner nicht zu schämen haben. Mein einziges Bestreben soll es sein, mich in den Augen Deines Vaters Deiner würdig zu machen, und kehre ich dann mit seiner Einwilligung zu unserer Verbindung zurück, dann wirst Du ein Versprechen erfüllen, auf das Dein edles Herz mich fest vertrauen läßt. Lebe wohl, meine Marie! Der Himmel schütze Dich!

Edmund Lisle.“

Marie sah nach dem Datum des Briefes: er war vor drei Tagen geschrieben! „Er ist fort!“ rief sie dem eintretenden Vater entgegen, dem sie sich, in einen Thränenstrom ausbrechend, in die Arme warf. Mit dem innigsten Antheile an dem Schmerze seiner Tochter las der Oberst Edmunds Brief; aber die Theilnahme der besten, liebevollsten Freunde erscheint dem doch nur kalt, der so fühlt, wie die arme Marie an diesem Abende fühlte. Edmunds Abreise war indessen dem Obersten doch auch nicht unlieb; er hoffte, daß Zeit und veränderte Umgebung das bewirken würden, was Zureden nicht vermochte, und daß sich Marie nun wieder erholen würde, da sie bestimmt wußte, daß sie Edmund vielleicht unter mehreren Jahren nicht wiedersehen könne. Er suchte sie auf alle mögliche Weise zu zerstreuen: sie gingen häufig in Gesellschaft, wo Marie bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, aber auch Jeden auf das Entschiedenste zurückwies, der sich ihr zu nähern oder wohl gar um ihre Liebe zu werben wagte.

Seit Mariens Unwohlsein war die Thüre zwischen dem Zimmer ihres Vaters und dem ihrigen immer offen gelassen worden. Vergebens bat sie ihn, sich um ihretwillen nicht zu beunruhigen; selten schlief sie lange und ununterbrochen, und ihre Unruhe wurde durch die Besorgniß, ihren

Vater zu stören, nur noch gesteigert. Die Thüre blieb jedoch offen. Da wurde Marie eines Nachts durch die Stimme ihres Vaters aufgeweckt, welcher ihr zurief: „Ich komme, mein Kind, ich komme!“ Marie richtete sich im Bette auf. „Bist Du wach,“ fragte ihr Vater, „oder hast Du im Schlafe gesprochen?“

„Ich weiß es nicht, lieber Vater,“ antwortete Marie, „ich weiß nur, daß ich hörte, wie Du sagtest: ich komme, mein Kind!“

„Das ist doch sonderbar,“ sagte der Oberst, „vielleicht habe ich bloß geträumt.“ Er bedauerte, Marien gestört zu haben, und diese hörte oder glaubte wenigstens bald darauf zu hören, daß ihr Vater wieder eingeschlafen sei. Sie konnte jedoch die Ruhe nicht so leicht wiederfinden, eine gewisse Aengstlichkeit, Beklommenheit hielten sie wach. So war ohngefähr eine Stunde verlossen, als ihr Vater wieder rief: „Ich komme, Marie, ich will Deinen Wunsch gern erfüllen.“ Gleich darauf kam der Oberst an die halb geöffnete Thür und sagte: „Sprachst Du nicht mit mir, liebe Marie?“

„Nein,“ antwortete diese, „ich habe kein Wort gesprochen, lieber Vater; es war nur ein Traum; sei meinewegen ganz unbesorgt, es ist mir heute Nacht viel wohler.“ Der Oberst beruhigte sich bei dieser Versicherung, schloß auf Mariens Bitte die Thür, und begab sich wieder zu Bette. Der Morgen war jedoch kaum angebrochen, als Marie ihren Vater klopfen hörte, der mit ihr zu sprechen wünschte. In einen Reisemantel gehüllt und mit einem Ausdrucke von großer Unruhe in den sonst so offenen Zügen, trat er in ihr Zimmer.

„Ich muß Dich auf eine kurze Zeit allein lassen, liebe Marie,“ sagte er, „vielleicht nur einige Tage; sobald indessen die wenigen Sachen, die ich brauche, gepackt sind, muß ich abreisen. Ich würde Dir gern die Ursache dieses schnellen Entschlusses sagen, allein ich fürchte, Du lachst Deinen alten Vater aus. Du wirst mich für abergläubisch halten, wenn ich Dir sage, daß ein Traum mich zu dieser Reise bestimmt, die indessen eben so fest beschlossen ist, als sie unerwartet kommt. Du erinnerst Dich, Marie, daß ich zweimal an die Thüre Deines Zimmers kam, weil ich glaubte, Du habest gesprochen. Das erste Mal ließ ich mich leicht beruhigen, als ich aber dieselben Worte

ein zweites Mal hörte und Du mich versichertest, Du habest nicht gesprochen, da kam, ich gestehe es, eine Unruhe über mich, wie ich selten gefühlt habe. Ich lag eine lange Zeit wach, nachdem ich die Thüre zugemacht hatte; kaum war ich aber wieder eingeschlafen, so hörte ich auch dieselben Worte ein drittes Mal, so deutlich, als ob Du neben mir gestanden hättest.“

„Und was sagte ich denn, lieber Vater?“ fragte Marie.

„Stehe auf und gehe nach Derby,“ sagte der Oberst mit fester Stimme und mit einem Ernste, daß es Marien eiskalt überlief. „Ich glaubte, es sei Deine Stimme gewesen, Marie,“ fuhr er fort; „das ist aber unmöglich. Doch ist's nur eine Reise von ein Paar Tagen und ich bin bald wieder bei Dir.“

„Nimm mich mit, lieber Vater,“ bat Marie, „laß mich nicht allein; das würde mir mehr schaden, als die kurze Reise.“

Marie bat selten vergebens und Beide verließen bald darauf London. Der Oberst hielt es jedoch bei dem aufgeregten Zustande Mariens für gerathener, nicht zu sehr zu eilen, und die erste Nacht in einem Gasthause, ohngefähr auf der Hälfte Weges nach Derby, zu bleiben.

„Ich bin doch am Ende ein Narr,“ sagte er am andern Morgen beim Frühstück zu Marien, „mich durch einen Traum zu einer solchen Reise bestimmen zu lassen. Sind wir aber einmal so weit, so wär's am Ende noch thöricht, wieder umzukehren.“

„Pferde nach Derby?“ fragte gegen Abend des zweiten Tages der Wirth zum grünen Drachen in dem Städtchen ..., zwei Stationen von Derby, den Obersten. „Oder wollen Sie nicht lieber auf der nächsten Station übernachten? Es ist ein langer und sehr beschwerlicher Weg; ich zweifle, daß Sie heute noch nach Derby kommen, 's wird bald stockdunkel sein.“

Der Oberst nahm den Vorschlag des Wirthes an. Der Weg war allerdings sehr beschwerlich, denn ein Berg folgte dem andern, und es war schon ganz dunkel, als sie das vom Wirth des grünen Drachens empfohlene, aber eben nicht einladende Haus erreichten. Schon wollte der Oberst seinen frühern Entschluß aufgeben und weiter

fahren, Marie war aber zu ermüdet und — sie blieben.

Mitternacht war vorüber. Marie war eben eingeschlummert, als sie durch die Erscheinung ihres Vaters wieder aufgeweckt wurde, der mit demselben bleichen, verstörten Angesicht zu ihr in's Zimmer trat, wie sie ihn in der letzten Nacht in London gesehen hatte, und sie bat, sich nicht zu beunruhigen, wenn sie ihn am Morgen nicht finden sollte. „Folge mir,“ fuhr er fort, „sobald Du kannst und willst, ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Ich habe mir ein Pferd satteln lassen und werde noch diese Nacht nach Derby reiten. Es kann nicht Einbildung sein, obgleich ich mir's nicht erklären kann; so eben habe ich jene Worte wieder gehört: Mache Dich sogleich auf und eile nach Derby.“

Marie, obschon auf's Tiefste ergriffen, ließ sich doch nichts merken, wünschte ihrem Vater so unbefangenen als möglich glückliche Reise, und versprach ihm, bis zum Morgen zu bleiben. Zu schlafen war ihr aber unmöglich, und hätte sie es auch gewünscht, so würde sie doch die laute Stimme der Wirthin daran verhindert haben, deren Worte nicht eben geeignet waren, sie zu beruhigen.

„Ich versichere Sie, Herr Oberst,“ rief sie, „Sie werden nicht eine halbe Stunde früher nach Derby kommen, wenn Sie ohne Frühstück abreisen. Der Fährmann ist nicht verbunden, Jemanden nach zehn Uhr Abends oder vor fünf Uhr Morgens überzusetzen, und es würde sehr gefährlich sein, wollten Sie versuchen, durch's Wasser zu reiten. Erst voriges Jahr wagte es ein Herr, er wurde aber mit sammt dem Pferde vom Strome fortgerissen und erst zwölf Meilen unterhalb fand man den Körper.“

„Ich werde nichts Unüberlegtes thun, verlaßt Euch drauf, liebe Frau,“ erwiderte der Oberst und ritt davon.

Gegen vier Uhr des Morgens erreichte er das Fährhaus; die Wirthin hatte Recht gehabt, der Fluß war durch den anhaltenden Regen bedeutend angeschwollen und an ein Durchreiten war nicht zu denken. Der Oberst stieg ab, klopfte an die Thüre und war allerdings verwundert, als der Fährmann gleich darauf aus dem Hause trat.

„Ich befürchtete,“ sagte der Oberst, „ich würde Euch so früh nicht wach finden, da ich gehört habe, daß Ihr vor fünf Uhr nicht überzusetzen braucht, und noch ist es nicht Vier.“

„Das ist wohl wahr,“ erwiderte der Fährmann; „allein ich habe diese Nacht einen kuriosen Traum gehabt, — meine Frau hat mich freilich gehörig ausgelacht. Mir träumte, ich solle um vier Uhr einen Herrn übersetzen, der große Eile habe, und da meinte ich denn, es würde vielleicht mein Schade nicht sein, wenn ich mich parat hielte.“

„Das soll's auch nicht,“ sagte der Oberst, indem er ihm eine Krone in die Hand drückte. „Aber nun eilt auch!“

In wenig Minuten waren sie am andern Ufer; aber schon im nächsten Orte, wo der Oberst ein frisches Pferd nehmen wollte, wurde er abermals einige Stunden aufgehalten, da keins zu bekommen war und man erst in einen andern Ort schicken mußte.

„Wie kommt es aber,“ fragte der Oberst, „daß Ihr nicht ein einziges zu Hause habt?“

„Entschuldigen der Herr Oberst,“ antwortete der Wirth, „wir haben sie gestern alle nach ... schicken müssen: die Magistratspersonen und Geschwornen sind nach Derby zu den Assisen gegangen. Es kommt heute eine höchst wichtige Sache vor. Ein junger Mann ist des Mordes angeklagt, und nichts kann ihn bestimmen, seinen Namen zu nennen. Man fürchtet, er wird verurtheilt werden, da so viele Zeugen gegen ihn sind.“

Der Oberst konnte sich der Angst nicht erwehren, die ihn bei diesen Worten überfiel; es war ihm, als müsse seine Reise auf irgend eine Art mit diesem Ereignisse zusammenhängen, und kaum war das Pferd angekommen, so eilte er auch weiter, so schnell, als das Thier nur laufen wollte. Kaum war er aber einige Meilen geritten, so konnte es nicht fort, wenigstens nicht so schnell, als er wünschte. Er stieg darum ab, ließ es in einem Bauerhose an der Straße zurück und eilte auf einem näheren Wege zu Fuß nach Derby.

Die Stadt war in ungewöhnlicher Aufregung. Auf seine Frage erhielt er dieselbe Auskunft, die

ihm der Wirth auf der letzten Station gegeben hatte. Er bestellte Zimmer für sich und seine Tochter, und eilte dann nach dem Sitzungssaale, den er so voll fand, daß er nur mit der größten Mühe bis auf den für die Zuhörer bestimmten Platz gelangen konnte. Der Angeklagte stand vor den Schranken. Auf den ersten Blick erkannte der Oberst in ihm den jungen Mann, der in der Nacht, wo er nach Matlock zurückkehrte, zu ihm in den Wagen gestiegen war. Er konnte sich nicht irren; denn das Zusammentreffen zu einer solchen Stunde und in einer solchen Nacht war einmal etwas Ungewöhnliches gewesen, und das Benehmen und die Unterhaltung des jungen Mannes hatten andererseits einen so angenehmen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich seitdem oft seiner erinnert hatte. Noch war er unentschlossen, was er thun solle, als sich der Obergerichter erhob und unter dem tiefsten Stillschweigen zu der Versammlung sprach:

„Meine Herren Geschwornen! Sie haben jetzt die Aussagen sämtlicher Zeugen vernommen; sie sind mit weit mehr Klarheit und Bestimmtheit gemacht worden, als es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt. Sie haben eine so genaue Beschreibung aller Einzelheiten dieses entsetzlichen Mordes gehört, als sie nur gegeben werden kann. Sollte jedoch in Ihrem Innern noch ein Zweifel an der Schuld des Angeklagten übrig bleiben, dessen Stand, dessen Bildung allerdings kaum glauben lassen, daß er einer solchen That fähig sei, sollten Sie noch einen Zweifel hegen, so geben Sie ihn nicht auf, bevor Sie nicht nochmals alle Aussagen auf das Genaueste erwogen haben.“

„Am 15. November, Abends zehn Uhr, verließ der Angeklagte seine Wohnung in Matlock. Man weiß, daß er erst am folgenden Morgen um sechs Uhr, und zwar, wie der zweite Zeuge ausgesagt hat, in einem Zustande großer Aufregung und in anderer Kleidung zurückkehrte. Er kam, um einiges Gepäck abzuholen, und fuhr sogleich mit der Stagekutsche nach London weiter. Es ist sehr zu beklagen, daß der Conducteur nicht aufzufinden gewesen und der Kutscher seitdem gestorben ist; denn die genaue Angabe der Zeit, um welche er in die Kutsche aufgenommen wurde, könnten dem Angeklagten vielleicht von Nutzen

sein. Sie haben, meine Herren, seine Vertheidigung gehört, eine Vertheidigung, welche durch das dabei bewiesene Talent, so wie durch den Schein von Aufrichtigkeit und Wahrheit gleich merkwürdig ist, und wodurch die Eindrücke, welche die ihr vorhergegangenen Aussagen gemacht hatten, wie stark sie auch sein mochten, bei Vielen wieder verwischt worden sind.“

Der Obergerichter hielt inne; man hatte ihm ein Billet überreicht, und unter den Zuhörern wurde eine Bewegung bemerkbar. Nach einigen Augenblicken fuhr Jener fort:

„Ungewöhnlich, ja fast beispiellos, als die Zulassung eines Zeugen in diesem Gerichtshofe sein mag, nachdem die Verhandlungen so weit gediehen sind, so würde es doch ungerecht sein, ihn zurückzuweisen. Meine Herren, ich muß Sie bitten, der Aussage eines neuen Zeugen Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und dann zu entscheiden, in wie weit sie auf die Lage der Sache Einfluß haben dürfte.“

Oberst Robertson trat vor die Schranken. Edmund Lisle — denn er war der Angeklagte — faltete die Hände, wie zum Gebet. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte man den Aussagen des so unerwartet erschienenen Zeugen. Der Oberst hatte in jener Nacht, wo er einer geliebten Tochter entgegen eilte, von der er so viele Jahre getrennt gewesen war, jede Stunde gezählt; auf das Bestimmteste erinnerte er sich der Zeit, wo der Fremde zu ihm in den Wagen gestiegen, so wie der Stunde, wo er am Orte seiner Bestimmung angekommen war. Beide waren über zwei Stunden zusammen im Wagen gewesen, und durch frühere Aussagen war es unzweifelhaft erwiesen, daß der Mord während dieser Zeit begangen worden war. Lisle's Rock und Stock hatte man erst im Laufe des Tages in der Nähe des Ortes, wo der Leichnam gelegen hatte, gefunden, und ohne Zweifel waren sie von dem wirklichen Thäter dorthin gelegt worden, um die Spur von sich abzulenken. — Der Oberst erklärte ferner die Veranlassung, warum Lisle die Kleidung gewechselt hatte, und auf seine, mit so vieler Bestimmtheit gemachte Aussage erklärten die Geschwornen sofort den Angeklagten für: Nicht schuldig, worauf ihn der Richter entließ, doch

nicht, ohne ihm vorher sein aufrichtiges Bedauern über das Geschehene öffentlich ausgesprochen zu haben.

Edmund vermochte kaum die Glückwünsche der ihn zunächst Umgebenden, so wie den freudigen Zuruf der versammelten Menge zu ertragen; als aber der Oberst sich bis zu ihm Bahn gemacht hatte, und dieser seine Hand ergriff, da schwand seine Kraft und bewußtlos sank er seinem Retter in die Arme. Wie er diesem dankte, als er sich erholt hatte, läßt sich leicht denken; aber wer vermöchte seinen Zustand zu beschreiben, als er erfuhr, daß es der Vater seiner Marie war, dem er seine Rettung verdankte, oder die Gefühle des Obersten, als er in ihm, den er vom sichern Tode gerettet, denjenigen fand, der der Gegenstand der innigsten Liebe seines theuren, einzigen Kindes war.

Ein Paar Augenblicke reichten zu der Erklärung hin, wie Edmund noch an demselben Abende, wo er den Brief an Marien geschrieben hatte, als des Mordes angeklagt, festgenommen worden war. Jene Mahnung aber, welche den Obersten zur Reise angetrieben hatte, sie läßt sich freilich nicht erklären. Es bleibt diese eines jener Geheimnisse in dem Walten der Vorsehung, die wir nicht zu durchdringen vermögen. Das Resultat davon ist jedoch eine der glücklichsten Verbindungen gewesen, die es geben kann. Marie wurde bald darauf Edmunds Gattin, und ihr Vater segnet noch heute die Stunde, in welcher er jene geheimnißvolle Mahnung erhielt.

Dr. F.

Der Edelstein.

Erzählung von Isidorus orientalis.

Der unheilvolle Feldzug von 1812, welcher so vielen Franzosen in den Steppen Rußlands das Leben kostete, hat dennoch zwischen diesen beiden Nationen, die sich bis dahin so gänzlich fremd geblieben waren, gewisse Bezie-

hungen hervorgerufen, und eben so wohl die Besetzung von Moskau, als die von Paris, sind die Veranlassung von Verbindungen zwischen Familien gewesen, welche sich, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, für immer fremd geblieben sein würden, ja, aus jenem feindlichen Zusammentreffen entwickelten sich wahrhaft freundschaftliche Verhältnisse, die festesten Bande der Dankbarkeit und Gastfreundschaft.

Hier ein kleines Beispiel zum Beleg für die eben aufgestellte Behauptung.

Im Jahre 1812 wurde der Graf von Saint-Sauveur, ein junger Cavalleriecapitain, verwundet in das brennende Moskau gebracht, wo sich der Obrist in der russischen Kaisergarde, Karamsin, seiner liebevoll annahm. Auf einem Landstutze dieses reichen Güterbesizers wurde der gefangene Feind gastfreundlich aufgenommen, sorgfältig gepflegt und, völlig geheilt, seiner Mutter zurückgeschickt, welche den einzigen Sohn schon als todt, oder für immer in den Wüsteneien Sibiriens begraben und jedenfalls für seine Familie verloren, beweint hatte. Von der lebhaftesten Dankbarkeit für diesen wahrhaften Edelmuth durchdrungen, schwor sie der Familie des braven russischen Edelmannes ewige Freundschaft, und gelobte, wie sie nicht eher ruhen noch rasten wolle, als bis sie dem edlen Karamsin selbst, oder einem Gliede seiner Familie, thatsächliche Beweise ihres aufrichtigen Dankgefühls an den Tag zu legen im Stande gewesen sein würde. Es verging eine Reihe von Jahren; endlich aber fand sich eine Gelegenheit, diese Schuld der Dankbarkeit abtragen zu können. Karamsin's Sohn, der junge Iwan, unternahm eine Reise nach Paris. Frau von Saint-Sauveur ließ in ihrem Hause die schönsten Zimmer für den jungen Reisenden, der einer ihr so theuren Familie angehörte, einrichten, sie umgab ihn mit allen nur irgend erdenklichen Gegenständen des ausgesuchtesten Luxus, und nahm ihn wahrhaft fürsüßlich auf. Wagen, Pferde, Diener, Logen in allen Theatern, Alles kaufte oder mietete sie, damit ihrem lieben Gaste nichts mangeln sollte, was er sich nur irgend wünschen könne. Iwan sollte bei ihr all jene Behaglichkeit finden, und fand sie auch wirklich, die nur allein der Scharfsinn und das Bartgefühl einer

von Dank erfüllten Frau zu schaffen, zu ersinnen vermag. Der Fremde war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, weiß und roth, wie die Söhne des Nordens zu sein pflegen, mit blonden Haaren, schönen blauen Augen, wohlgewachsen, mit einem Worte: ein allerliebster, gebildeter, junger Mann, der noch zum Ueberflusse der französischen Sprache in dem Grade mächtig war, als wäre er in Paris geboren und erzogen.

Iwan zeigte sich der ganz außerordentlichen Aufmerksamkeit, womit man ihn behandelte, überall würdig; er genoß, als gebildeter Weltmann, alle jene Vergnügungen, welche man ihm so freigebig darbot, aber ungeachtet seiner Jugend und seines moskowitzischen Ursprungs merkte man ihm doch schlechterdings nicht an, daß er sich in der ausgesuchten Gesellschaft, welche sich bei Frau von Saint-Sauveur zu versammeln pflegte, etwa nicht an seiner Stelle fühle, ja sogar blieb die ehrerbietige Freundschaft und Ergebenheit, womit er seine gütige Wirthin behandelte, nicht unbemerkt, und gewann um so mehr die Personen für ihn, welche deren Haus besuchten. Iwan schien die Unterhaltung mit der alten Dame ungemein anzuspüren, und er zog ihre Gesellschaft entschieden allen andern Abendgesellschaften, ja sogar den prachtvollsten Vorstellungen in der Oper vor. Frau von Saint-Sauveur war eine von jenen Matronen, bei denen man es überall beklagt, daß sie uns nur höchst selten in unsern Tagen zu begegnen pflegen; sie verband mit einer unnachahmlichen Liebenswürdigkeit einen lebhaften Geist, Heiterkeit, vielseitige Bildung und einen Reichthum an Erinnerungen, der bei Personen, die in der großen Welt leben, von unschätzbarem Werthe ist. Man hätte sie un schwer mit der Frau Marquise du Diffout, die bekanntlich im achtzehnten Jahrhunderte keine ganz unbedeutende Rolle spielte, vergleichen können; nur war Frau von Saint-Sauveur weder so böshaft, wie jene, noch so blind, denn sie hatte ganz vortreffliche scharfe Augen.

„Mein lieber Sohn!“ sagte sie eines Tages zu ihrem Gaste, als sie sich mit ihm allein befand und mit ihm vertraulich plauderte, „Sie sind sehr angenehm und liebenswürdig, und übertreffen durch Ihre Eigenschaften viele von meinen Lands-

leuten, die Ihnen weit nachstehen, allein mich, Iwan! die ich Sie mit all' der Zärtlichkeit liebe, die eine Großmutter für ihren Enkel empfinden kann, mich werden Sie doch niemals täuschen können! Unter dieser ausgesuchten Höflichkeit und Gewandtheit, unter diesem angenehmen Aeußern, unter der wahrhaft französischen Haut, die sie umgiebt, erkenne ich in Ihnen dennoch den Tartaren!“

„Sie sehen in mir einen Tartaren, gnädige Frau?“

„Allerdings, mein Freund! Es liegt in unserer Bildung, in unserer Empfindungsweise etwas so Tartes, das Ihnen gänzlich entgeht, eine Schattirung, von der Sie keine Ahnung haben.“

„Nach meiner Meinung, gnädige Frau,“ erwiderte der Russe, „wählen Sie einen ungünstigen Zeitpunkt, um mir den Vorwurf zu machen, den ich so eben habe vernehmen müssen, denn ich bin seit vierzehn Tagen verliebt, wie nur ein Franzose verliebt sein kann.“

„Wahrhaftig,“ meinte Frau von Saint-Sauveur, welche fürchtete, in ihrer Freimüthigkeit zu weit gegangen zu sein, „Sie sind also verliebt, mein Freund? Erzählen Sie mir dies ausführlich.“

„Sie kennen doch die Gräfin Düfour?“

„Angelika Düfour? Wie sollte ich sie nicht kennen? Ich habe sie bereits gekannt, als sie noch ein kleines Kind war, und mich aus allen Kräften ihrer Verheirathung mit dem Grafen Düfour widersezt. Sie ist eine der liebenswürdigsten, aber auch zugleich der unglücklichsten Frauen in Paris.“

„Es ist wahr! Düfour ist ein abscheulich häßlicher Mensch, der nicht allein seine Frau nicht liebt, sondern sie auch noch überdem, wo er weiß und kann, peinigt und verfolgt; es wäre keine Uebertreibung, wenn man behauptete, er hasse sie förmlich! Wenn Sie wüßten, wie er sie quält, in welchem Grade er ihren Willen beherrscht, wie schmählich er ihre Eigenliebe, ihren Zartfönn verletzt! Täglich vermehrt sich die Zahl ihrer unwürdigen Nebenbuhlerinnen! Er trägt kein Bedenken, sie in seinem Hause allein zu lassen, und diese Verlassenheit ist noch das kleinste Leid, welches er seiner Gattin anthut!“

„Man muß zugeben, Swan,“ sagte die alte Dame zu dem Jüngling, „daß Sie, da sich einmal Ihre Wünsche einer verheiratheten Frau zugewendet haben, nicht leicht eine bessere Wahl hätten treffen können; Sie lieben eine reizende Frau, die einen treulosen Gatten hat!“ . . .

„O, könnte ich Ihnen nur die Ueberschwenglichkeit, die Unendlichkeit meiner Liebe schildern! Könnten Sie nur Zeugin der hinreißend süßen Gespräche sein, die wir mit einander führen! Könnte ich Ihnen nur auf der anderen Seite einen Begriff von Düfour's nichtswürdiger Gemeinheit beibringen, gewiß, Sie würden nicht mich einen Tartaren schelten, sondern jenen abscheulichen Ehemann!“ . . .

„Mein Gott!“ fiel Frau von Saint-Sauveur ein, „so böse war meine Aeußerung nicht gemeint! Sie sind von Natur sanft und durch die vortreffliche Erziehung, welche Sie genossen, abgeschliffen; ich bin weit entfernt davon, Sie des wilden Ungestüms von Peter I. und der russischen Großen seiner Zeit auch nur entfernt fähig zu halten; Sie besitzen äußerlich alle jene Bildung, welche man nur wünschen kann, einzig und allein unsere innere Bartheit fehlt Ihnen, Sie haben davon keine Begriffe!“

Swan lächelte und fuhr fort, von jener Liebe zu sprechen, die ihn durch sein ganzes Leben begleiten und beglücken werde; er sprach mit einem solchen Feuer und entwickelte die Geheimnisse und Tiefen der Leidenschaft so wahrhaft, daß Frau von Saint-Sauveur, erschrocken über das, was sie vernahm, und von der Furcht ergriffen, daß diese Verbindung den Sohn für immer von dem Vater entfernen, eine förmliche Trennung zwischen Beiden herbeiführen könne, sich gedrungen fühlte, Swan noch weiter auszufragen und bestimmtere Erläuterungen von ihm zu erheischen.

„Und nun eine Hauptfrage, Swan; werden Sie von Angelika Düfour wieder geliebt?“

„Ob sie mich wieder liebt?“ schrie der junge Russe höchst aufgeregt. „Sie liebt mich mit einer Gluth, welche der meinigen gleichkommt, obgleich zur Zeit noch kein Wort mir mein Glück verkündigt hat. Allein ein Liebhaber, möge er aus einem Lande sein, welches es wolle, bedarf keiner Worte, um zu wissen, ob seine Empfin-

dungen von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit getheilt werden. Eine Bewegung, ein Blick reichen aus, ihn hierüber völlig zu vergewissern. Die Röthe oder die Blässe des Gesichts sagt ihm Alles!“

„Mein Freund, ich kenne dergleichen Redensarten, und mir wird es nun klar, daß Sie im Begriff stehen, eine große Unbesonnenheit zu begehen, eine Unbesonnenheit, welche sich nicht wieder gut machen läßt. Sie beabsichtigen, die Gräfin Düfour zu entführen!“

„Noch habe ich leider dazu kein Recht, aber wenn ich ein solches mir zu erwerben glücklich genug wäre, wahrhaftig, ich würde keinen Augenblick Anstand nehmen, den Plan, dessen Sie eben erwähnten, auszuführen.“

„Und Graf Düfour?“ frug Frau von Saint-Sauveur, deren Unruhe mit jedem Augenblicke sich vermehrte.

„Düfour? Nun, der ist nichts weniger, als eifersüchtig; dafür kann ich einstehen. . . . Ich habe ihn niemals in seinem Hause gefunden; er kennt mich sogar nicht einmal von Ansehen, und wenn man ihn mir nicht einmal in der Oper gezeigt hätte, so würde auch ich nicht wissen, wie er aussähe. Ehrlich gestanden,“ fügte Swan hinzu, „ich bin fest überzeugt, ich erzeigte ihm einen Freundschaftsdienst, wenn ich ihm seine Gattin entführte.“

Hier ward die Unterhaltung unterbrochen, und Frau von Saint-Sauveur zitterte vor Angst, wenn sie daran dachte, was sich ereignen könne. Ein junger Mann, der ihr gewissermaßen anvertraut war, stand auf dem Punkte, eine verheirathete Frau zu entführen, und durch diesen unbesonnenen Schritt alle Pläne zu zerstören, welche seine Familie in Beziehung auf ihn entworfen haben mochte. Wer bürgte ihr dafür, ob nicht der edle Karamsin sie für diesen Fehler Swan's mit verantwortlich machen würde? Ein Gedanke, der für sie um so entseßlicher war, je angelegentlicher sie sich eine Gelegenheit herbeigewünscht hatte, die sie in den Stand setzen sollte, die Schuld der Dankbarkeit, womit sie der Familie Karamsin verpflichtet war, abtragen zu können. Wodurch sollte sie sich rechtfertigen, wenn man sie der Nachlässigkeit, Unaufmerksamkeit, ja vielleicht der Un-

dankbarkeit beschuldigte? Gleichwohl gewann Iwan's Leidenschaft mit jedem Tage an Umfang und Heftigkeit. Während er ehemals ganze Tage bei ihr zugebracht hatte, sah sie ihn jetzt fast gar nicht mehr; er verfolgte Angelika Dufour gleich ihrem Schatten.

Eines Tages trat der junge Mann in das Zimmer seiner Vertrauten mit vor Freude leuchtenden Augen.

„Sie liebt mich! Sie liebt mich!“ rief er. „Ich wußte das wohl schon, allein endlich hat sie mir es auch gestanden! Ihr Mund öffnete sich, um jene himmlischen Worte auszusprechen! Ich habe mich ihrer Hand bemächtigt, sie an mein Herz gedrückt! Das war aber auch die einzige Günst, welche ich zu erlangen vermochte! Ach, gnädige Frau, verzeihen Sie mir den Wahnsinn, in welchem ich vor Ihnen erscheine, aber, ich bin zu glücklich! Ich bin der glücklichste Mensch auf der ganzen weiten Erde!“

Frau von Saint-Sauveur entsetzte sich im eigentlichen Wortverstande vor der Gluth, die aus dem Herzen des Jünglings hervorbrach, und da sie nicht mehr daran zweifeln durfte, daß ihr Schützling von einer wahrhaften, unbefiegbaren Leidenschaft ergriffen sei, so entschloß sie sich, sogleich an dessen Vater zu schreiben und ihn von der Gefahr zu unterrichten, welche Iwan bedrohe, um ihn dadurch zu bestimmen, daß er seinen Sohn nach Moskau zurückrufe.

Mit Ungeduld sah sie dem Eingange einer Antwort von dem alten Obristen entgegen, da trat Iwan eines Morgens sehr bekümmert in ihr Zimmer.

„Was ist Ihnen begegnet, lieber Freund?“ redete sie ihn an. „Haben Sie endlich auch die Leiden einer Liebe, der Sie sich hingaben, und welche Sie hätten bekämpfen sollen, kennen gelernt?“

„Noch bin ich nicht glücklich!“ antwortete der Jüngling, „allein Angelika liebt mich und jeden Tag entwickeln sich die Gefühle mehr und mehr, welche uns einander entgegenführen und uns vereinigen. . . . Aber, ich glaubte bis hierher, daß Schmerz und Freude nur von ihr und durch sie mir bereitet werden könne, . . . indeß ist mir doch ein Unglück begegnet, welches mit meiner

Liebe zu der herrlichen Frau in keiner Beziehung steht.“

„Was meinen Sie damit?“

„Sie werden mich auslachen, meinen Kummer kleinlich, abergläubisch, lächerlich finden; aber ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß mir ein Unglück bevorsteht!“

„Reden Sie doch, reden Sie, lieber Iwan!“

„Man hat mir einen Ring, den Sie beständig an meinem Finger bemerkt haben werden, entweder gestohlen oder ich habe ihn verloren! Es war dies ein werthvolles Familienkleinod, ein Talisman, von dem, nach der Erziehung, die ich genossen, und den Ansichten, welche man mir von Kindheit an eingeimpft hat, mein Glück abhängig war. Diesen Edelstein hat mein Großvater von der Kaiserin Katharina erhalten, und wir glauben, das Glück und der Wohlstand unserer Familie hänge von dem Besitz dieses Juwels ab, namentlich das meinige. Ich würde gern tausend Rubel, ja hunderttausend Rubel hingeben, wenn er wieder aufgefunden werden könnte!“

„Er war wohl mindestens tausend Thaler werth?“ fragte ein wenig spöttisch Frau von Saint-Sauveur.

„O ja!“ antwortete Iwan und schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirn.

Nachdem Frau von Saint-Sauveur sich ein wenig über den Aberglauben, in welchem der junge Mann befangen war, lustig gemacht, und sich demnächst alle nur ersinnliche Mühe gegeben hatte, ihrem Schützlinge die Ueberzeugung beizubringen, wie es durchaus verwerflich sei, die Größe eines wirklichen Unfalls durch dergleichen lächerliche Vorstellungen, wie die seinigen, zu verdoppeln, entließ sie Iwan unter der wohl ziemlich begründeten Voraussetzung, daß ein einziges Lächeln der Gräfin Dufour alle die betrübenden Ahnungen, von denen er gedrückt ward, verschweuchen werde.

Es war drei Uhr Nachmittags, und der Tag verging eben so wie der darauf folgende, ohne daß sie das mindeste von ihrem Gaste, seiner Liebe oder seinem verlorenen Edelsteine erfahren hätte. Da trat plötzlich, kurz vor der Zeit, wo gewöhnlich zu Mittag gespeist zu werden pflegte, Iwan unangemeldet in das Zimmer der alten Dame. Er war blaß, seine Züge waren

entstellt, seine Lippen farblos, seine Augen verstört, das ganze Gesicht stellte sich als vom Schmerz krampfhaft zusammengezogen dar.

„Ich bin verrathen, gnädige Frau!“ schrie er verzweiflungsvoll, „betrogen, verrathen durch ein gefällsüchtiges Weib, das niemals die Gefühle getheilt hat, die mich für sie erfüllten und mich verzehrten!“

„Iwan! beruhigen Sie sich doch! Sie jagen mir Schrecken ein! Theilen Sie sich mir mit.“

„Sie hat mich nie geliebt, sage ich Ihnen!“

„Haben Sie eine andere Liebchaft entdeckt? Sind Sie einem geheimnißvollen Liebhaber auf die Spur gekommen?“

„Nein, gnädige Frau, das ist nicht der Fall. Sogleich will ich Ihnen den Verlauf der Sache mittheilen. Gestern Abend war ich bei der Herzogin von Dalberg, bei welcher ich mich, aus Rücksichten für die Verhältnisse, je zuweilen einfinden zu müssen genöthigt bin. Bald hatte ich mich aus den dichten Haufen, welche die Gesellschaftssäle füllten, in ein kleines, ziemlich dunkles Zimmer geflüchtet, wo ich, an den Kamin mich stützend, ungestört der Heißgeliebten denken wollte. Nur zu bald ward ich indeß aus meiner Einsamkeit aufgeschreckt. Mehrere Herren, welche auf das Lebhafteste die politischen Tagesfragen unter sich besprachen, drangen in mein Versteck, und stritten sich mit großer Lebendigkeit über die orientalische Frage und ein Freundschaftsbündniß mit England oder Rußland. Die Kräfte beider Nationen und der Werth einer Allianz mit ihnen wurden von allen Seiten beleuchtet. In dieser diplomatischen Discussion war Rußland schlecht vertreten und wurde ziemlich schonungslos behandelt. Namentlich zog eine Stimme, welche alle andern überschrie, über mein Vaterland, vorzugsweise über den russischen Adel, ja sogar selbst über meinen Kaiser, gewaltig her; der bitterste Spott, die schwersten Beleidigungen, ja selbst verläumderische Beschuldigungen wurden laut, so daß ich unwillkürlich mich wendete, um den Menschen zu betrachten, der sich dergleichen abscheuliche Aeußerungen über mein Vaterland und meinen Kaiser erlaubte. Dieser Sprecher, gnädige Frau, war Niemand anderes als Graf Düfour! Gleichzeitig sprach einer von den Herren, die ihn

umgaben: „Still! still! dort steht ein Russe!“ — Allein Düfour ließ sich dadurch keineswegs stören; er fuhr fort, sich auf das Beleidigendste über Rußland mit ungemessener Hefigkeit zu äußern, und zwang mich dadurch, mich, getrieben von Vaterlandsliebe, Ehrgefühl und Ehrfurcht gegen meinen Kaiser, in dieses Gespräch zu mischen.“

„O, mein Gott!“ rief Frau von Saint-Sauveur, „welchen Ausgang nahm die Sache?“

„Sinen sehr betrübten, gnädigste Frau! Düfour, weit entfernt davon, zu schweigen, warf mir verächtliche Blicke zu, machte eine schimpfliche Geberde und wagte es, mich, einen Russen, in Worten gröblich zu beleidigen! . . . Sie wissen, gnädige Frau, wie dankbar ich, als Fremder, die gute Aufnahme, die außerordentliche Gastfreundschaft, welche ich hier genoß, verehere, und wie weit ich davon entfernt war, jemals in Frankreich Händel zu suchen, die ich jederzeit aus Grundsatz gescheut habe; allein hätte ich in dem vorliegenden Falle mich feig zurückgezogen, so wäre ich entschieden entehrt gewesen und mein Vater würde mich verflucht haben! Ich that also, was mir die Ehre unabweislich gebot. . . . Vor einer Stunde habe ich Düfour getödtet!“ . . .

„Sie haben ihn getödtet?“

„Ja, ich habe ihm meinen Degen in den Leib gerannt! Er ist vor meinen Augen gefallen! . . . Aber das ist bei Weitem noch nicht Alles!“

„Wie? was ereignete sich denn noch weiter?“

„Ich eilte pfeilschnell auf den Flügeln der Liebe zu Angelika und drückte sie zärtlich an mein Herz! „Sie sind nun die Meinige! Sie sind frei!“ rief ich ihr zu. „Wie namenlos glücklich werden wir sein! . . . O, meine theure Angelika! Ihr Gemahl ist todt! Ich selbst habe ihn im Zweikampfe getödtet! Sie werden meine Gattin werden, meinen Namen führen und zu den Kindern meines Vaters gehören!“ . . . Und, gnädige Frau, können Sie sich wohl vorstellen, was sie mir antwortete? Gewiß nicht. Sie entfloh in ein anderes Zimmer, welches sie hinter sich verschloß, so daß ich ihr nicht folgen konnte!“

„Das war wohl ganz natürlich!“ bemerkte Frau von Saint-Sauveur; „sie konnte doch unmöglich dem Mörder ihres Gemahls angehören?“

„Weshalb denn nicht?“ rief Iwan, dessen tar-

tarische Rohheit jetzt fessellos hervorbrach, „was thut dies zur Sache? Liebt sie denn etwa jenen Menschen? Durfte sie sich etwa als die Veranlassung zu jenem Streite betrachten, die mir den Degen in die Hand gab? Keinesweges! Dufour kannte mich nicht persönlich, nur dem Namen nach; schon früher sagte ich Ihnen, daß er mich niemals in seinem Hause gesehen und keine Ahnung davon gehabt habe, welche Gefühle mir seine Gattin eingebläst; hierzu kam, daß ich selbst gereizt, beleidigt, herausgefordert worden war! Konnte ich unter solchen Umständen, ohne mich selbst zu entehren, anders handeln, als ich gehandelt habe? . . . Ich ließ mich indeß durch jenen Auftritt nicht abschrecken,“ fügte Iwan hinzu, „ich kehrte zu der Undankbaren zurück, welche mir eine Liebe, welche sie nie empfunden haben konnte, geheuchelt hatte! Allein ihre Bedienten hielten mich auf der Treppe auf und wiesen mich zurück, und eine Kammerfrau stellte mir dieses Briefchen zu. Lesen Sie, gnädige Frau!“

Frau von Saint-Sauveur las einige mit einer zitternden Hand geschriebene Zeilen, in denen die Gräfin Dufour erklärte, daß alle und jede Beziehung zwischen ihr und Herrn Iwan Karamsin, selbst die allerentfernteste, aufhören müsse, und ihn bat, sie selbst und ihren Namen zu vergessen.

„Ich finde hier Alles ganz einfach und natürlich,“ bemerkte die alte Dame. „Gestern wurden Sie geliebt, und waren vielleicht nahe daran, zu den glücklichen Liebhabern zu gehören; heute liebt man Sie nicht mehr; allein die nämliche Frau, welche aus Liebe für Sie nicht unwahrscheinlich ihren Mann hintergangen, und der die Welt eine Schwäche zu Gute gehalten haben würde, konnte unmöglich, wollte sie nicht vor sich selbst und der Welt als verächtlich erscheinen, den Mörder ihres Gemahls weder als Freundin behandeln, noch demselben auch nur von Weitem einen Blick gönnen.“

Der Russe vermochte eine solche Zartheit des Gefühls, so allgemein und natürlich sie auch sein mag, nicht zu begreifen, und hätte sie vielleicht kaum dann als zulässig anerkannt, wenn er selbst der angreifende Theil gewesen wäre oder wüthende Eifersucht dem Grafen Dufour die Waffen

in die Hand gegeben hätte; allein er war jetzt überzeugt, daß er nicht geliebt werde, und da er sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen konnte, daß es ihm gelingen werde, seine Liebe zu besiegen, so lange er mit Angelika eine und die nämliche Stadt bewohne, so nahm er Abschied von seiner alten Freundin und Beschützerin, warf sich in seinen Reisewagen und eilte mit Courierspferden nach der alten, heiligen Stadt Moskau zurück.

Zwei Jahre verflossen auf diese Weise, während welcher Zeit ein lebhafter Briefwechsel zwischen Frau von Saint-Sauveur und dem Obristen Karamsin stattfand, der sich fortwährend über die schwankende Gesundheit seines Sohnes, welcher als das Opfer eines unbekanntes Uebels dahinwelkte, beklagte, und Tag und Nacht in einem abgelegenen Zimmer sich einschloß, aus welchem er nur selten und mit großer Mühe hervorgehört werden könne. geraume Zeit erwiederte Frau von Saint-Sauveur auf diese Klagen des besorgten Vaters nicht das Mindeste, endlich aber schrieb sie dem Obristen Folgendes:

„Während seines Aufenthaltes in Paris hat Ihr Herr Sohn einen Edelstein verloren, auf den er einen sehr hohen Werth legte und welchem er eben so mächtige als geheimnißvolle Kräfte beimaß. Liegt ihm noch jetzt etwas daran, dieses Juwel wiederzufinden, so veranlassen Sie ihn, nach Paris zu kommen, und ich mache mich alsdann verbindlich, ihm zu dem Besitz jenes Kleinods zu verhelfen.“

Iwan reiste auf der Stelle ab und kam bei seiner alten mütterlichen Freundin an, nicht weiß und roth und in blühender Gesundheit, wie bei seiner ersten Reise, sondern blaß, abgemagert, hinfällig! Er glich eher einem Greise, als einem Jünglinge, und war fast unkenntlich geworden; indeß, — er fand seinen Edelstein nicht wieder, wohl aber jene Frau, welche ihn, nach seiner Meinung, verrathen, mit seiner Liebe ein loses Spiel getrieben, und nachdem sie frei geworden war, sich beharrlich geweigert hatte, ihn zu heirathen, ja sogar, ihn wiederzusehen, unter dem eitlem Vorwande, daß er ihren Gemahl getödet habe.

„Diese Frau,“ bemerkte Frau von Saint-Sauveur, „ist eben so blaß und abgezehrt, wie Sie,

und liebt Sie eben so heftig, wie Sie sie lieben, nur mit tieferem Zartgefühl und mit größerer Wohlansständigkeit, und wenn Sie ihr Leben, Gesundheit und Glück wiedergeben wollen, wenn Sie den Wunsch hegen, selbst so glücklich zu werden, als man auf dieser Erde glücklich werden kann, so müssen Sie sie zu ihrer Gemahlin erheben."

"Wie?" schrieb Iwan, "ich soll jenes Weib heirathen, das mich vor zwei Jahren aus ihrem Hause trieb und mir schrieb, ich solle sie, ja sogar ihren Namen vergessen?"

"Bedenken Sie, Iwan, unter welchen Umständen dies geschah. Als Angelika Ihnen damals schrieb, waren Ihre Hände mit dem Blute ihres Gemahls besetzt. Sie wollten zwei Dinge mit einander vereinigen, die sich nach unserm Begriffe, die Verhältnisse mögen auch noch so entschuldigend sein, schlechterdings nicht vereinigen lassen, nämlich: Mord und Liebe, Zärtlichkeit und Blut!"

"Und sind denn jetzt die Verhältnisse anders? Bin ich nicht heute eben so gut der Mörder ihres Gatten, als damals?"

"Keinesweges, denn ohngefähr vor elf Monaten ist Graf Düfour an einem Brustübel gestorben."

"Düfour wäre an einer Brustkrankheit gestorben? Wie soll ich das verstehen, da mein Degen ihn durchbohrte?"

"Düfour war keinesweges todt, als Sie Paris verließen. Er war nur verwundet und noch obenein ziemlich leicht; denn kaum waren zwei Monate verflossen, so besuchte er bereits wieder alle Bälle im Opernhause. Nur ein Tartar, wie Sie, ist im Stande, in demselben Augenblicke, wo er den Mann erschlug, zu dessen Frau zu laufen und mit ihr von Liebe zu sprechen, während er so eben einen Menschenmord begangen zu haben glaubte. Jetzt verhält sich die Sache ganz anders; jetzt kann man höchstens Düfour's Arzte vorwerfen, daß er an dessen Tode schuld sei; jetzt ist der Zweikampf, welchen sie mit ihm bestanden, vergessen, und diejenigen, in deren Erinnerung das Andenken daran nicht verschwunden ist, wissen sehr wohl, daß bei demselben seine Gattin durchaus nicht eine veranlassende Ursache gewesen sei. Iwan, wie glücklich sind Sie! Sie stehen im Begriff, eine Wittwe

zu heirathen, die, so lange sie verheirathet war, sich nichts vorzuwerfen hatte, und die zugleich im höchsten Grade liebenswürdig ist und Ihnen treu blieb. Erkennen Sie dies nicht für einen Edelstein, für einen weit kostbareren Edelstein, als der war, welchen Sie hier verloren haben?"

Die Heirath kam ohne allen Verzug zu Stande. Iwan erholte sich bald und ward gesund und blühend, wie vorher. Frau von Saint-Sauveur vergalt auf solche Weise dem braven Karamsin jenen Dienst, welchen er ihr im Jahre 1812 erwiesen hatte, indem er sich damals ihres Sohnes reich annahm; indeß, da es nun einmal hier unter dem Monde kein ganz vollständiges Glück giebt, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß jener berühmte Edelstein, das Geschenk der großen Katharina, leider nicht wiedergefunden wurde.

Geharnischte Sonette.

Von Georg Schulz.

I.

Von zarten Rosen möcht' ich gerne singen,
Und tief im Waldesdunkel mich ergehen,
Und was ich dort geahnet und gesehen,
In leichte Verse nach Gefallen bringen.

Da hör' ich Waffen rauschen, Schwerter klingen,
Ich horche auf, nicht ahnend, was geschehen,
Sieh, da umbraust es mich wie Sturmeswehen,
Und Stimmen hör' ich durch das Dickicht dringen:

"Jetzt ist nicht Zeit, im Waldesdunkel sitzen
Und träumend dort zu horchen sanften Tönen,
Und mit dem Liebchen kosen oder schmollen;

Auf, auf! Laß Deines Geistes Schwerter blitzen,
Vom heil'gen Kampfe sprich zu Deutschlands Söhnen,
Und Dein Gesang sei gleich dem Donnerrollen."

2.

Die Völker Deutschlands fingen an zu gähnen;
„Sie sollen ihn nicht haben“ war verklungen,
Fast wär' es, einzuschlâfern sie, gelungen,
Und mancher mochte schon sie schlafend wâhnen;

Da stört die Trâumer das Geschrei der Dänen,
Und neues Leben hat sie rasch durchdrungen,
Ein neuer Geist sich plôglich aufgeschwungen,
Man blickt zurück — und weinet blut'ge Thrânen.

Um nach Belieben in dem Forst zu hausen,
Zuerst den nächsten besten Stamm zu fâllen,
Hat frech der Dänen Hand die Art ergriffen;

Da fângt's im alten Eichwald an zu brausen,
Und Millionen stehn an seinen Wâllen
Zum Kampf bereit, die Schwerter scharf geschliffen.

3.

Ich wollte die Geschichte Deutschlands schreiben,
Und fing vom Jahre sechszehn an zu zâhlen,
Doch als ich wollte meine Worte wâhlen,
Mocht' ich vergebens mir die Stirne reiben;

Denn für solch schamlos Handeln, schmachvoll Treiben
Da war kein Ausdruck da — die Worte fehlen,
Ich konnt's mir tief ergriffen nicht verhehlen:
In deutscher Sprache muß es unterbleiben.

O würden solche Worte nie gefunden!
Damit die spâten Enkel nie erfahren
So große Schmach! Betrogenes Land, erwache!

Noch sind ja nicht vernarbt die alten Wunden,
Sie bluten fort, bis daß dereinst nach Jahren
Er donnernd kommt, der große Tag der Rache.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Pesth im October.

Wer von den Schwierigkeiten unterrichtet ist, mit welchen die Verwaltung des deutschen Theaters zur Stunde zu kâmpfen hat, wird es ohne Bedenken geste-

hen müssen, daß dies einen Mann erfordert. Die Entwicklung der Nationalkraft, die alle Elemente zu verschlingen droht, hat auch an dem festen Bau des Deutschthums bereits einen Stein gehoben. Das frühere Stillleben hiesiger Deutschen hat sich in eine Art „Werbung“ verwandelt, wo die klirrenden Sporen und die Bindel des Zigeuners nicht ohne Erfolg Gemüther sammeln. Falsche Pietät auf der einen, Rücksicht für die Zukunft auf der anderen Seite, bestimmen die Bürger, ihre Kinder magyarisch unterrichten zu lassen, und sie selbst, wenigstens zum Schein, neigen sich gern der magyarischen Seite zu. Die Israeliten, einst die größte Stütze dieses Theaters, werden aus demselben Grunde immer seltener. Ueberfütterte Kunstgeschmâcker verlegen sich, aus Ueberdruß, auf's Courmachen der hübschen Schauspielerinnen und finden jede gebiegene Leistung unter der Kritik, wenn nicht persönliche Vorzüge Hand in Hand mit der Kunst gehen. Die süße Kritik einiger Blätter verwirft in Pausch und Bogen Alles, was auf dieser Bühne geleistet wird, und befaßt sich mitunter auch mit Injurien, die auf das Institut nachtheilig wirken. Das löbliche Gremium der Claqueurs wird von bemittelten Renommisten unterhalten, in deren Willkühr das zeitweilige Schicksal der Schauspieler und des Directors liegt; denn sie sind in die geheimsten Mystereien der Theater-Verwaltung eingeweiht und werden jede Verfügung des Directors, die nicht ihren Launen fröhnt, mit einem Theater-Scandale zu ahnden wissen. Unter diesen Umständen ist eine Charakterheftigkeit, wie die des Herrn Forst, ganz am Plage. Man hat ihm vorgeworfen, daß diese eiserne Consequenz oft nicht gut angewendet sei, daß sie einer militärischen Disciplin gleiche u. s. w. Aber was wäre unter diesen Verhältnissen aus dem deutschen Theater geworden, wenn nicht eben dieses eiserne Anklammern an sein Recht und seine Pflicht als Director des deutschen Theaters ihn bisher besetzt hätte? Hier stehen wir auf dem Punkte, von wo aus allein seine Bestrebungen beurtheilt werden können, und Jeder, der an dem Benehmen Herrn Forst's die Aeußerlichkeit tadelt, schadet der Sache. Denn um sich beliebt zu machen, brauchte Herr Forst nur im freundschaftlichen Einvernehmen mit dem Nationaltheater zu stehen und das deutsche Element mit unterdrücken helfen; aber dazu ist er nicht da, und deshalb verfolgt man ihn. Er brauchte nur zuzulassen, daß man sein Institut als ein Harem betrachte, um die Herren Renommisten und Kunstgeschmâcker für sich zu gewinnen. Er brauchte, bei den wenigen Ressourcen, die ihm zu Gebote stehen, nur immer in den Sack zu greifen, um die feindselige Kritik einiger Blätter in einen Lobqualm aufzulösen. Aber dazu ist er zu viel Mann, und hat ein zu großes Vertrauen auf die Kraft seines Institutes, um an dem Gelingen seines Bestrebens: „aus der Pesther Bühne ein tüchtiges Kunstinstitut zu machen“, auch nur einen Augenblick zu zweifeln. Einen

deutlichen Beleg, daß man seine Selbstständigkeit kennt, liefert der Umstand, daß man ihm das Ofner Theater nicht geben wollte; denn hier liebt man es, wenn schwache Directoren, auf Kosten ihrer Reputation, die Theaterangelegenheiten hübsch verwickeln lassen, damit für gewisse hungrige Herrn Sporteln heraussehen, und um diesen Verdacht von sich zu wälzen, schob man die Schuld auf die Pesther Wahlbürgerschaft, weil diese bei Gelegenheit des letzten Directionswechsels dem Contracte eine Klausel anhängen, die jedem Director des Pesther Stadttheaters für die Zukunft verbietet, nebst diesem noch ein anderes Theater zu verwalten. Ursache dieser Maßregel ist der große Schmuggel, den der Vorgänger des Herrn Forst mit den Theater-Requisiten nach Temeswar getrieben. Aber was läßt sich mit Geld und guten Worten nicht Alles thun? Die Pesther Bürgerschaft ist nicht so hartnäckig, wie man sie schilderte; aber das Gewitter kam von Ofen — man wollte, wie schon gesagt, einen schwachen Mann an der Spitze des Ofner Theaters haben, um melken zu können. Ein zweiter Vorwand dieser Herren war, daß sie vorgaben, die Weigerung erfolge von Seiten der Nationalen, und man hat dem Nationaltheater wirklich das Recht eingeräumt, zweimal in der Woche im Ofner Stadttheater zu spielen. Aber die ersten Versuche, bei leeren Bänken, haben ihnen die Lust hierzu verleidet. Nun sieht dieses Institut, und wird sicher nicht eher gesunden, als bis ein Mann wie Forst die hier entschlafene Muse wieder zum Erwachen bringt. Greift man ihm aber nicht bald unter die Arme, so haben wir die Aussicht,

daß in Ofen bald gar nicht mehr gespielt wird. Am gewissesten muß dieses erfolgen, wenn das Nationaltheater die Ofner Bühne an sich bringt; denn in Ofen verstehen, außer einigen Beamten, nur sehr Wenige ungarisch — und was liegt der Nation, die für ihre Bühne so viele Opfer bringt, an einem solchen Opfer? Wäre es den Nationalen zu verargen, wenn sie eine deutsche Bühne in Verfall gerathen ließen? Keineswegs. Aber eben darin liegt die Bestätigung, daß sich Jeder um seine Haut wehren soll, und davon ist der Deutsche in Ungarn nicht ausgenommen. Darum ist die Centralisation auch hier, wie bei allen Unternehmungen, wo es sich um die eigene Existenz handelt, nothwendig. Denn so ohnmächtig die Ofner Bühne gegenüber der Pesther Jedem erscheinen muß, beeinträchtigt sie letztere doch insofern, als in den Sommermonaten viel Pesther nach Ofen strömen und in der freundlichen Arena gerne verweilen. Soll es da einen Feinsühlenden nicht befremden, wenn er sieht, daß unberufene Theaterpächter um einer fetten Beute willen sich mit ihren ungeweihten Händen in den Tempel der Kunst wagen, den mühsam erworbenen Verdienst des Berufenen beeinträchtigen, und wie begoffene Pudel Einer nach dem Andern den entweihten Schauplatz verlassen? Zum Troste aller Edelgesinnten haben sich jedoch diese Ideen schon Bahn gebrochen, man erwacht hier und da aus dem gewohnten Schlummer, und die Vereinigung beider Theater wird gleich der großen Hiße in Paris bei den Nationalen Sensation erregen.

— c —

Literatur und Kunst.

Der moderne Eulenspiegel. Roman von Adolf Ritter v. Eschabuschnigg, 2 Bände. Pesth, 1826. Gustav Heckenast.

Der Verf. selbst stellt in dem gereimten Epiloge, den er gewissermaßen zur Verständigung des Lesers als Schlussstein dem Buche angefügt hat, dahin, was dasselbe ist, ob Roman, Novelle oder wohl gar nur Aufsatz. Wir wollen es ein Raisonnement über Kunst-dilettantismus und Frauenemancipation nennen, lose eingekleidet in ein novellenartiges Gewand. Ein Roman ist das Buch auf keinen Fall zu nennen, da nach seiner entschieden hervortretenden und breit verhandelten Tendenz die eingeflochtene Erzählung um die handelnden Personen nur als ein zur Schmachhaftmachung des Ganzen beliebtes hors d'oeuvre erscheint. Die saty-

rische Färbung des Ganzen hat uns hin und wieder entfernt an Immermann's Münchhausen erinnert; allein der Humor entbehrt meist des feinen, schlagenden Witzes und artet oft, wie z. B. im ersten Bande bei dem Besuche der Kunstgenossen auf der Burg des Ritters Arbogast, in das Barocke und nebenbei Niedrig-Romische aus. Jene beiden Hauptthemata, über welche der Verf. seine Satyre ergossen hat, sind bereits zu sehr und zum Ueberflusse behandelt worden, als daß wir hier noch ein Wort darüber zu sagen hätten. Dieser neue Gegner des Kunst-dilettantismus und der Frauenemancipation ist nicht neu mit seinen Angriffen; das Alte aber, was er dazu herbeibringt, ist nicht einmal durch die Form ansprechend gemacht und verjüngt worden. Einige puristische Bestrebungen im Stil und in der Orthographie

stören den Leser um so mehr, als ihm bei der Masse von Druckfehlern, von denen das Buch wimmelt, oft schwer wird, zu unterscheiden, was absichtlich so geschrieben worden ist, und was nicht. 26.

England von J. Benedey. 3 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845.

Es ist der beste Beweis für die Trefflichkeit eines Buches, wenn der Leser sich für die Person des Autors im Lesen interessiren lernt, und wer das vorliegende Werk in die Hand nimmt, wird sich nicht allein für den Verfasser interessiren, er wird ihn sogar schätzen und lieben. Denn von der Bedeutsamkeit seines Stoffes erfüllt, ist er mit dem größten Ernste und mit dem beharrlichsten Fleiße an sein Werk gegangen, und schon die Eintheilung desselben macht seinem Streben die größte Ehre. Ohne die Geschichte Englands zu kennen, würde Jeder nur Lusthiebe fähren, der über politische und sociale Zustände der Britteninsel schreiben wollte, und so hat der Autor im ersten Bande und in der ersten Hälfte des zweiten Bandes die Geschichte Großbritanniens vorausgeschickt. Man muß Historiker sein, um über diesen Theil des Werkes ein genügendes Urtheil fällen, oder Fehler und falsche Auffassung nachweisen zu können. Aber der Leser, der auch nicht Historiker ist, wird dennoch in dem Verfasser einen tüchtigen Gewährsmann erkennen, denn die Citate desselben zeugen für sein geschichtliches Studium und seine Quellenkunde, und der Scharfsinn, mit welchem er die jetzt bestehenden englischen Verhältnisse beurtheilt, bürgt wiederum für die gleiche Bearbeitung des historischen Theils. Sind diese Behauptungen richtig, so wird der Leser sich mit Erstaunen von dem Autor belehrt sehen, daß es mit der vielgerühmten englischen Freiheit doch seine eigene Bewandniß habe, und daß England seit Jahrhunderten, ich will nicht sagen Rückschritte gemacht, aber doch einen Weg eingeschlagen habe, der den Staat und die gesellschaftlichen Verhältnisse in eine völlige Unnatur verwandelt habe. Das goldene Glend Englands, sein Verschmachten in der Ueberfülle des Reichthums, das Streben der Engländer nach Freiheit bei wahrhaft sklavischer, d. h. passiv aristokratischer, Gesinnung, das sind die Räthsel, welche der Verfasser zu lösen sich bestrebt und meinem Urtheil nach gelöst hat.

Ohne alle Empfehlung ist J. Benedey nach England gekommen. Er hat wohl einige Dugend Briefe an Engländer von jedem Rang mitgebracht, aber man lese selbst in dem Capitel „Empfehlungsbriefe“, wie ungestaltlich die Engländer ihn aufgenommen. Doch liegt gerade hierin ein Moment für die Wahrheiten, die er uns giebt, denn er scheint mir mit Recht von Herrn v. Raumer zu behaupten, der vor ihm in England gewesen und der, weil es bekannt geworden, er würde ein Buch über England schreiben, sehr zuvorkommend

von den Lords und Selbaristokraten aufgenommen worden, daß er das englische Treiben nur durch die Brille, die ihm diese Herren aufgeschmeichelt, gesehen habe. Daher wurde auch das Urtheil unsers Verfassers ein gesundes und unverstelltes; man lese nur, was er ziemlich am Schlusse sagt:

„Ich kam mit einer großen Meinung über das englische Volk in England an. Diese Meinung änderte ihren Gegenstand. Die englische Nation wurde in ihrer äußeren Gewalt und Macht fast noch größer, als ich sie mir gedacht hatte — das Volk aber in seinem inneren politischen und gesellschaftlichen Leben und Treiben sank, je tiefer ich in seine Zustände hineindrang, von Stufe zu Stufe immer tiefer von der Höhe herab, auf welcher ich es zu finden hoffte. Das politische, das offizielle England — die Nation — ist groß und frei, mächtig und reich; das nicht-politische, nicht-offizielle England — das Volk — niedergedrückt, geknechtet, ohnmächtig und arm. Die Nation ist im Staatsleben Englands Alles, das Volk Nichts.“

Dem Vermuthen nach hat Herr v. Raumer nur mit der Nation im Benedey'schen Sinne zu thun gehabt. Ueberall führte der Geist des Forschens den Verfasser hin, zuerst durch die Straßen der City, in die Theater und das Parlament, auf die Volksfeste des Greenwicher Jahrmarktes und in die langweiligen Salons englischer hochadeliger Bläsirtheit, auf die Wettrennen und bunten Omnibus- und Dampfwagenfahrten, in das Gartenland des fruchtbaren Britanniens und vor die Steinkohlennebel seiner Fabrikstädte, in die Hütte des elendesten Fabrikarbeiters und in die Meetings der Chartisten und Socialisten. Und überall, wo er hinkommt, weiß er das Bedeutsame von dem Interesselosen zu sichten, die geringste Kleinigkeit entgeht ihm nicht, wenn sich aus ihr ein wichtiger Schluß ziehen läßt, und jede Bemerkung bekundet die Feinheit seiner Beobachtungsgabe und das gesunde, unbefangene Urtheil. Jedermann, der dieß Buch in die Hand nimmt, wird lernen, am meisten Der, welchem es hauptsächlich um den Charakter des Volkes zu thun ist, nicht weniger der politisirende Zeitungsmensch; er wird, wenn er nicht schon selbst besser unterrichtet ist, in Sir Robert Peel und Ashley zc. ganz andere Leute finden, als er sich geträumt hat; aber was dem Buche seinen größten Werth giebt, ist, daß es von einem Deutschen geschrieben ist und überall Parallelen gezogen sind zwischen den Völkern des Festlandes und den Bewohnern der großen Insel.

Zu wünschen wäre nur gewesen, daß der Verfasser im letzten Bande gedrängter geschrieben hätte; doch dient die Wichtigkeit des Stoffes gewiß als Entschädigung. Mitunter verkennt er allerdings auch die Verhältnisse, und die poetische Richtung seines Denkens läßt ihn Manches im falschen Lichte sehen. So ist zum Beispiel sein Urtheil zu hart, was er

über ein Meeting der Socialisten fällt, deren Streben er anerkennt, aber den Erfolg bezweifelt, denn die Leute verdammen aus Princip den Bier- und Branntweingenuss und begnügten sich mit schalem Thee und Kaffee. Es ist freilich auffallend, daß Leute des Fortschritts, der gewaltigen Umwälzung, das entnervende Getränk über das kräftige englische Bier setzen; aber J. Benedey geht in seinem Antitheeeifer dort etwas zu weit. Eben so falsch ist seine Auffassung des germanischen Consecramentaleneides (im Anfang des ersten Bandes). Es klingt wohl poetischer, wenn es heißt, die Germanen schufen dieses Institut auf dem festen Grund ihrer nationalen Treue und Wahrheitsliebe, aber amicus Plato, amior veritas: der Consecramentaleneid war in der That nur die Fehde vor Gericht, und die Consecramentalen behaupteten weiter nichts, als daß sie mit ihrer Faust das Recht oder Unrecht ihres Fehdegenossen vertreten wollten.

Die Maikönigin. Ein Volksleben am Rhein von Ernst Dronke. Leipzig, C. B. Brockhaus. 1846.

Eine Art Dorfgeschichte. Der Stoff ist nicht übel gewählt; es ist in der Erzählung eine Feier des zweiten Pfingsttages beschrieben, die wirklich viel Poetisches enthält. Die Novelle würde ein recht nettes Ganze bilden, wenn das Ende nicht Alles verunstaltete. Die

Charaktere sind meistens verzeichnet. Eine destillirte Boshaftigkeit, wie sie der Waldwärter ausübt, ist kein Resultat einer noch so unglücklichen Erziehung, als welche der Verf. sie darzustellen sich bemüht. Die Klagen des sterbenden Arbeiters gehören unmöglich in die Rheingegenden; so weit ist es Gottlob in Deutschland noch nicht gekommen; sie sind eben so ungeeignet als übertrieben. Das Mißverständniß, welches den Studenten von seiner Geliebten trennt, ist viel zu unbedeutend, um eine Reizung zu zerstören, die der Verf. doch vorher so innig schildert. Eben so psychologisch unwahr ist der Bruch zwischen Dankel und Neffen. Die Person des Volksthümlers mit seiner Kinderschaar ist ganz überflüssig, und der Verf. mag sich in Zukunft hüten, eine komische Person in seinen Bildern auftreten zu lassen, der er das Komische nicht einzuhauchen versteht. Es ist dieß nur ein Armuthszeugniß, welches er damit seinem Humor ausstellt. Daß endlich Solo den einfältigen Landjunker heirathen muß, ist der abscheulichste Farbensleck auf diesem idyllischen Dorfgemälde, es ist dieß sogar eine poetische Unwahrheit und wahrscheinlich nur da, um das Mitleid für den relegirten Studenten zu steigern. Das Richtige hat aber der Verf. in dem Charakter der Blödsinnigen getroffen, und wie gesagt, wäre seine Novelle nicht so durchaus deutsch, das heißt so ganz verfehlt im Schlusse, man könnte sie wirklich mit unter die besseren Producte der Jetztzeit zählen. 21.

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

October. 20. Gzaar und Zimmermann. Oper. — 21. Die Memoiren des Teufels. — Tanz. — 22. Das unterbrochene Opferfest. Oper. — 23. Ein deutscher Krieger. — 24. Zum ersten Male: **Der grüne Mann**. Original-Lustspiel in 4 Acten, von **W. Floto**. (Verlorene Stunden seines Lebens nachzuzählen, ist eine traurige Beschäftigung; leider müssen wir zu ihnen die zählen, welche uns dieses Original-Lustspiel nicht verkürzte, sondern verlängerte. Original ist es allerdings, das Lustspiel, aber nur insofern, als es das Original eines Lustspiels ist, wie es nicht sein soll. Sonst läßt sich nicht viel

Originales herausfinden; denn Erfindung und Intrigue des Stückes — wenn sich dieses Hin- und Wiederreden, Hin- und Wiedergehen voller Willkühr und sonder Spannung so nennen lassen darf — sind schon zehnmal dagewesen und noch öfter besser verwendet. Originell ist es höchstens, daß ein muthwilliges Mädchen einem vernarrten Courmacher, während er in einer Gartenlaube schläft, mit Kohle einen einseitigen Schnurrbart über den Backen weg malt, um ihn durch diesen geistreichen Scherz dem Gelächter der Gesellschaft preiszugeben. In der That ein harmloser Scherz, das! voll Reminiscenzen an den beliebten „schwarzen Peter“, den wir einst in der Kinderstube spielten. Es lohnt sich nicht der Mühe, noch ein Wort über ein Stück zu verlieren, das — doch wozu Bitterkeiten. Es müssen ja auch solche Stücke geschrieben werden, und wäre es auch nur darum, daß einzelne Theaterdirectionen daran

einen Maasstab haben, wie viel sie der Langmuth ihres Publikums bieten dürfen. Ceterum censeo, daß während der Oberregie des Herrn Ed. Devrient nun und nimmermehr über die Bretter des Dresdener Hoftheaters ein solches Stück hätte gehen dürfen, das auch nicht den mindesten Anspruch hat, dargestellt zu werden. — Das sind trübselige Armuthszeugnisse — wir überlassen es dem Publikum, zu beurtheilen, ob der dramatischen Nationalliteratur oder unsrer gegen-

wärtigen Regie. Uebrigens ist lobend anzuerkennen, daß auf die Darstellung selbst, gewiß nicht ohne Selbstüberwindung, Fleiß und Mühe verwendet worden war; namentlich leistete Fräul. Lebrün (als Gräfin Marie von Wiesen) recht Dankenswerthes, da diese Rolle ihrer Eigenthümlichkeit zusagt.) — Tanz. — 25. Der Templer und die Jüdin. Oper. — 26. Anna von Oesterreich. — 27. Der Templer und die Jüdin. Oper. — 28. Gottsched und Gellert.

Feuilleton.

Die beiden Tamino's. Es ist schon einige Zeit her, erzählt uns die Theater-Chronik, da hatte der Director B., welcher mit seiner Gesellschaft in Merseburg Vorstellungen gab, die „Zauberflöte“ angekündigt. Diese Oper war dort lange Zeit nicht gegeben worden, und so waren denn zur größten Freude des Directors in den Vormittagsstunden sämtliche Billets vergriffen. Aber, o Jammer! als B. noch einmal schmunzelnd den Kassenbestand überblickt, da bringt ein kleiner zerrissener Junge dem Director einen mit seltsamen Siegelack verkleisterten Brief, nach welchem die unumstößliche Heiserkeit des ersten Tenoristen plötzlich eingetreten ist. Der Director, welcher es trotz seiner für Merseburg ganz erträglichen Leistungen selten zu einem vollen Hause gebracht, sollte heute um die „Zauberflöte“, um diese schöne Einnahme kommen wegen eines plötzlich eingetretenen heisern Tenoristen? Unmöglich! — Es war keine Zeit zu verlieren, und B. eilte in seiner Herzensangst zu einem jungen talentvollen Dilettanten, der gerade in Merseburg anwesend war, und von dem er wußte, daß er früher die Partie des Tamino einstudirt, aber freilich noch niemals auf den heißen Brettern gestanden hatte. Bitten und Beschwörungen bewogen endlich den Dilettanten, einen ersten theatralischen Versuch zu wagen und dadurch B. die Einnahme zu retten. — „Was liegt daran,“ denkt er, „es mag gehen wie es will, ich bin ja fremd hier und interessant wird die Geschichte jedenfalls.“ Er erklärt sich also bereit, den Tamino zu singen, und zwar ohne Probe, denn zu dieser war keine Zeit mehr übrig. Bis hierher war Alles in Ordnung, — da zeigte sich ein neues Hinderniß. Der Stellvertreter hatte wohl die Gesangspartie des Tamino im Kopfe, keineswegs aber die Sprechpartie. Jetzt konnte indeß den kühnen Director nichts mehr inkommodiren, die „Zauberflöte“ mußte heute gegeben werden und wenn die Welt zusammengesürzt wäre. Der

heisere Tenorist konnte zwar nicht singen, aber sprechen mußte er, da half ihm keine Macht von der Welt. Und so ging denn endlich, nach so manchen Anstrengungen, die „Zauberflöte“ glücklich los, und zwar mit zwei Tamino's! Hatte der eine ausgesungen, so verschwand er hinter den Coulissen und ließ den andern vor, damit er rede; war dieser fertig, so räumte er gemüthlich dem singenden Doppelgänger das Feld. So ging es fröhlich bis zu jenem Theile der Oper, wo Sprechen und Singen sich so unmittelbar in der Rolle des Tamino folgen, daß an ein Abgehen des Einen oder des Andern nicht zu denken war; hier gebot die eiserne Nothwendigkeit, dem Publikum den Anblick beider Tamino's zu gleicher Zeit zu gewähren, und man kann also wohl sagen, daß die Zauberflöte noch nirgends menschenverschwenderischer gegeben wurde, als in — Merseburg.

Im Münzgebäude zu Paris wird in diesem Augenblicke eine merkwürdige Medaille geprägt. Auf der einen Seite sind zwei allegorische Figuren abgebildet, den Ueberfluß vorstellend, der seine Schätze in die Kisten Frankreichs schüttet; die Unterschrift heißt: Der öffentliche Credit hergestellt. (Credit public rétabli.)

Ein neues Oratorium von Mendelssohn wird ganz in der Kürze unter des Meisters eigener Leitung zu Birmingham aufgeführt werden. Es heißt Elias und behandelt die ganze Geschichte des Propheten von seinem ersten Auftreten an bis zur Wegführung in den Himmel.

Während der Schreckenszeit ließ zu Paris die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt für junge Mädchen, welche eifrig der Revolution anhing, in allen Liedern,

welche die Mädchen singen mußten, das Wort „amour“ wegstreichen und dafür „tambour“ setzen.

Ein französischer Offizier sagte nach der Schlacht bei Marengo zu einem österreichischen: „Vous, vous battez pour l'argent, nous pour l'honneur!“ — „Jeder,“ antwortete der Östreicher, „sicht für das, was er halt am meisten braucht.“

Historisch-philologische Preisaufgabe.
Die Akademie der Wissenschaften in Berlin hat neuerlich zur Aufgabe gestellt: Eine Sammlung der deutschen Eigennamen von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1100, und zwar der gothischen, longobardischen, fränkischen, thüringischen, alemanischen, burgundischen, bairischen, alt-sächsischen und friesischen, mit Ausschluß der angelsächsischen und altnordischen. Deutung der Eigennamen, die erst allmählig aus dem Studium des sämtlichen Vorraths gründlich hervorgehen kann, wird nicht zur Bedingung gemacht, wird aber als willkommen betrachtet werden. Die Abhandlungen können in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache verfaßt sein, und müssen vor dem 1. März 1849 eingesendet werden. Preis: 100 Ducaten.

Elasticität des Wassers. Der Engländer Macfarin führt in seiner Abhandlung einige gewichtige Gründe zur Bekräftigung der Meinung an, daß das Wasser, unter Anwendung verhältnißmäßiger Kräfte, eben so compressibel sei, als die Luft. Dies als wahr vorausgesetzt, folgert er, daß Backsteine in einer Tiefe (des Meeres) von 28,330 Fuß schwimmen würden, Granit in einer Tiefe von 56,000 Fuß, und Gußeisen in einer von 200,000 Fuß oder 39 engl. Meilen.

Die schöne grüne Steiermark, das Heimathland schöner Alpengefänge, hatte bis jetzt keine Dichterin aufzuweisen. Eine gewisse Kemeter, eine Steiermärkerin, als sie ihre Gedichte Joseph II. widmen wollte, erhielt vom Kaiser folgenden eigenhändigen kritischen Bescheid:

„Meine liebe Kemeter,
Mach' sie lieber Hemeter“ (Hemden).

Ritter von Wolfskron, der thätige Alterthumsforscher, hat in dem Archive der Jacobskirche in Brünn eine große Anzahl von Inkunabeln entdeckt, die für die deutsche Kunstgeschichte von großem Interesse sein sollen.

Wie sich die Frauen in so vielen Fächern der Künste und Wissenschaften hervorgethan haben, so hat es auch Damen gegeben, welche sich in der Composition dergestalt ausgezeichnet haben, daß sie sogar den Ruhm der größten Componisten theilen. — Anna Amalia, Prin-

zessin von Preußen, Schwester des großen Königs Friedrich II., war von dem berühmten Hofcomponisten Kirnberger in der Composition und im Contrapunkte unterrichtet worden, und leistete in der musikalischen Poesie Außerordentliches, so daß Kirnberger zwei Stücke von ihrer Composition in sein Lehrbuch „Die Kunst des reinen Sanges“ als Beispiele aufnahm. Sie setzte das Dratorium „Der Tod Jesu“ nach Rammlers Text in Musik, welche Composition von solchem Gehalte war, daß sie hierin mit dem großen Braun um den Vorber streiten durfte.

Beim Schauspieldirector Weissenborn, welcher bekanntlich früher mit seiner Gesellschaft Sachsen bereiste, waren sämtliche Mitglieder des Schauspiels und der Oper verpflichtet, Chor zu singen, weshalb ein eigentlicher Chor nicht engagirt war. Nun traf es sich zu einer Zeit, daß sämtliche Herren, außer den Solosängern, mit Bassstimmen begabt, und nicht ein einziger Tenor unter ihnen zu finden. — Der Musikdirector Schuffenhauer setzt den Director hiervon in Kenntniß und erklärt, daß keine Oper mehr gegeben werden könne, wenn nicht einige Tenoristen für den Chor engagirt würden. — Hierauf erwiderte der Director: „Warum nicht gar! — noch Choristen engagiren? — Nehmen Sie nur die Herren alle streng vor, sie können schon Tenor singen; allein sie sind zu faul und machen sich's gern bequem, und wollen deshalb nur Bass brummen!“

Bei der Eröffnung des Testaments einer Miß Marie Anna Johnson, welche eine Summe von 25,000 Livres hinterließ, fanden sich unter Anderm folgende Clauseln: „Ich vermache meinem schwarzen Hunde Curts eine Pension von 50 Livres jährlich, zahlbar alle sechs Monate; jeder meiner Kagen: Blaky, Jemmy und Tom, 10 Livres. Margaretha Tolson und Harriet Holly, die alten Mägde meiner Mutter, sollen Sorge für die Thiere tragen.“

Charakterzug Friedrich's des Großen. Anfangs des Jahres 1761 kam der General Seidlitz wieder zur Armee, von welcher er, mehr Mißvergnügens als Unpäßlichkeit halber, lange abwesend gewesen war. Dem General Krumkow und dem Grafen Schwerin, bekannten Spasmachern des Königs, war mit dieser Wiedererscheinung nicht gedient; sie wußten, daß ihnen Seidlitz nichts weniger als günstig war. Was hatten sie also zu thun? Der Tag der Ankunft Seidlitz's war bekannt; sie puzten sich an diesem Tage mit ihrer Staatsuniform, welche im Felde zu tragen nicht gewöhnlich war. Sobald sie der König erblickt, fragt er, warum sie dermaßen in Galla seien. Sie stellen sich verwundert und fragen den König wieder zurück, ob er denn nicht wisse, was heute bei der ganzen Cavallerie

vorgehe, welche die Ankunft des Generals Seidlitz celebrirte. Der König schweigt sichtbar betroffen still. Als Seidlitz vor ihm erscheint, empfängt er denselben äußerst kalt und sagt: „Mein lieber Seidlitz, Er sieht sehr elend aus, er hat sich viel zu frühe aufgemacht; er muß sich noch pflegen“, und nöthigt denselben in der That, wieder zurückzukehren. — Das war doch wohl Eifersucht?

Ob der Freischütz das Publicum ergriffen hatte, war Weber mit seinen Operncompositionen nicht glücklich gewesen. Bei einem seiner Concerte, welches er selbst in Wien dirigiren wollte, liefen ihm die Musiker davon und erklärten, daß sie aus der Composition nicht Flug werden könnten. Der Freischütz überzeugte nun freilich die guten Leute, daß Weber ein von ihnen unbegriffener Geist war. Als aber die Curyanthe, welche dem Freischütz folgte, wiederum bei dem Publicum keinen günstigen Erfolg hatte glaubte die liebe Einfalt doch wieder im Rechte zu sein. Weber's Wahlspruch war: „Wie Gott will!“ Da sagten die Wiener Wiszmacher: „Weber componirt wie Gott will, Rossini aber wie die Menschen wollen, und darum gefällt uns der Letztere besser.“

In Preßburg befindet sich auf dem alterthümlichen Rathhause an der Außenwand ein Frescogemälde, welches die Höllenfahrt eines meincidigen Senators vorstellen soll. — Das heißt die Beamten doch recht beredt und eindringlich an Pflicht und Schwur erinnern!

Die Münchner „fliegenden Blätter“ machen einen guten Witz auf das im Leipziger Theater übliche Belegen der Plätze. Sie erzählen: Herr Eifeln und Herr Weifeln kamen auf ihren naturhistorischen Wanderungen nach Leipzig. Sie wollen das Theater sehen und lösen ein Parterrebillet. Das ganze Parterre ist leer, aber wunderbar! alle Bänke sind mit Kleidern aller Art belegt. Sie wollen sich setzen, als eine Stimme ruft: „Besetzt!“ Sie sehen sich um und erblicken ganz im Hintergrunde einen Menschen, und zwar nackt. Seine Bekleidung, Strumpf und Schuh nicht ausgenommen, hat gerade hingereicht, das ganze Parterre für seine etwa nachkommenden Freunde zu belegen.

Eine Pariser Zeitung erzählt folgende komische Duellgeschichte. Zwischen einem Engländer und einem Preußen war es in Folge eines Streites zu einer Herausforderung auf Pistolen gekommen. Die Gegner wurden in einer Entfernung von 16 Schritt aufgestellt; der Engländer erhielt durch das Loos den ersten Schuß, fehlte aber seinen Mann. Dieser war im Begriff, den zweiten Schuß zu thun, als der Britte mit ächt englischem Phlegma ausrief: „Ich kaufe Ihnen den Schuß ab!“ Der Preuße überlegte sich die

Sache und ging auf den Vorschlag ein. Der Engländer bot eine Entschädigung von 100 Schilling, der Preuße nahm sie an, erhielt die ganze Summe auf der Stelle ausgezahlt, und die beiden Duellanten schieden friedlich von einander.

Wie ein dramatischer Dichter schlau ist. Ein Dichter sandte an eine süddeutsche Bühne das Manuscript seines Dramas und leimte, ohne daß dies äußerlich sichtbar war, an mehreren Stellen jene Blätter, welche die Hauptscenen enthielten, zusammen, um im Falle der Rücksendung sich zu überzeugen, ob sein Manuscript gelesen worden sei. Nach einigen Wochen erhielt er es zurück mit der Weisung, daß es sich durchaus zur Darstellung nicht eigne, und die zusammengeklebten Blätter — hielten durch die Dauer einiger Wochen nur noch fester an einander.

Alles aus Patriotismus. Ein Amerikaner wurde von seinen Freunden zur Rede gestellt, warum er so viel trinke, und ermahnt, er solle sich dieser verderblichen Neigung doch nicht so hingeben. „Was Neigung!“ rief er pathetisch: „Neigung! Seht 'mal! Glaubt Ihr, ich trinke aus Neigung? Ist mir nie eingefallen! Ich trinke aus Patriotismus. Ja, sagt 'mal, was erhält den Senat? Taxen und Abgaben. Nun denn, mit jedem Tropfen Schnaps, der über meine Lippen fließt, zahle ich eine Taxe; mit jedem Gläschen Liqueur, das in meine Kehle hinabgleitet, vermehre ich die Einnahmen des Staats und befestige daher dessen Existenz. Das ist der Grund, warum ich trinke.“

Jeder Mensch ist ein geborener Aristokrat — selbst der Negerknecht! Im Süden der vereinigten Staaten hört man Einen zum Andern sagen: „Pack' dich, du Spottpreis-Neger! Es giebt Niemand fünfzig Dollars für dich, und ich bin tausend werth!“

Shakespeare verliebt. Shakespeare hatte eine junge Schauspielerin, Namens Clarence, für das Theater ausgebildet. Er liebte sie und war über die Maßen eifersüchtig. Eines Tages machte er die Entdeckung, daß seine Schöne ein nächtliches Stellbischein bewilligt hatte, daß ihr Geliebter sich um Mitternacht unter ihrem Fenster zeigen werde und das Loosungswort „Richard III.“ sei. Shakespeare war der Mann dazu, der diese Entdeckung zu benutzen verstand. Er wollte sich weder mystificiren lassen, noch sein Glück in die Hände eines Feindes geben. So fand er sich denn wenige Minuten vor Mitternacht, in einen Mantel gehüllt und den Hut tief in die Stirne gedrückt, unter Clarence's Fenster ein. Er giebt das verabredete Zeichen und wird ohne Zögern zu der Geliebten eingelassen, von der er sich erkennen läßt. Die Ungetreue weiß den Eifersüchtigen bald zu beschwichtigen; da trifft

auch der Lord ein und ruft das Loosungswort hinauf. Shakspeare kommt das Abenteuer jetzt zum Vorschein vor; er stellt sich an's Fenster und fordert den armen Lord auf: „Richard III. ziehe sich zurück! Wilhelm ist Herr des Platzes.“

Rom. Die umfangreichen Ruinen der antiken Cutilia bei Aquila, wo Vespasian seine Thermen auf den Apenninen erbaute, sind von einer Gesellschaft Industrieller vor Kurzem Behufs der Neugründung von Heilquellen theilweise aufgeräumt worden. Man fand bei dieser Gelegenheit, außer vielen anderen antiken Denkmälern, sechs vorzüglich gearbeitete Marmorwan- nen der Vespasianischen Bäder.

Zu Edinburgh hat man vorigen Monat unter der größten Feierlichkeit und im Beisein einer ungeheuern Volksmenge das Denkmal für Walter Scott enthüllt.

Aus Breslau schreibt man über eine treffliche Darstellung der „Jüdin“ von Halevy in einem dortigen Blatte Folgendes: Es gereicht der hiesigen Theaterverwaltung, welche, ohne alle Unterstützung von Außen, sogar noch große Lasten zu tragen hat, zur besondern Ehre, daß sie es ermöglicht, einem gebiegenen Tonwerke solche Darstellungskräfte, solche Ausstattung, solche Scenerie zuzuwenden zu können. Wir gratuliren ihr dazu. Es sind heute nicht bloß die Mitglieder der Oper, die dieser größeren Arbeit eines geachteten Componisten ihre Kräfte, ihren Fleiß gewidmet, zu rühmen, nein, es wirkte Alles auf's Vortrefflichste zusammen, um uns einen Kunstgenuß zu bieten, wie wir ihn lange nicht gehabt, wie ihn fast kein Residenztheater würdiger und erfolgreicher repräsentiren könnte; Alle, ich sage nicht zu viel, die dieser Vorstellung beigewohnt, verließen im höchsten Grade und in jeder Hinsicht befriedigt das Haus. — Halevy hat in diesem seinem größeren Erstlingswerke von vornherein gezeigt, daß ihm kein geringes Genie von Erfindungsgabe, sowohl in der Instrumentation, als Melodie eigen sei, er hat schon in dieser Oper ahnen lassen, daß wir Größeres, Vollkommneres von ihm noch erhalten würden. Er hat den Hoffnungen der gesammten Musikwelt entsprochen. Sein neuestes Musikwerk: „Die Musketiere der Königin“, hat nicht nur in Paris, wo es achtzig Male rasch hinter einander in der großen Oper gegeben worden ist, sondern auch überall, wo es bisher aufgeführt worden, entschieden Glück gemacht. So jüngst in Wien und früher schon in Hamburg und Frankfurt a. M. Hier in der Jüdin hat

Halevy so viel des Charakteristischen, so viel des Lyrisch-melodischen in die Musik hineingelegt, daß, wenn auch diese Oper niemals vom großen Publikum goutirt werden wird, jedoch jeden Musikkennner und Freund derselben erfreuen, erheben muß. Ich weise nur auf den reizenden Chor der Trinker im ersten Act, von unserm Chor mit Präcision und Kraft gesungen, auf das Terzett Nr. 12 im zweiten Act, und auf das herrliche effectreiche Finale des 5. Actes, in Form eines Quintetts mit Chor, hin. Als eigenthümlich schöne Musikstücke können wir noch den Tanz im ersten Act und den großen Trauermarsch im 4. Act bezeichnen. Wenden wir uns von dem spannenden Libretto und der sich derselben anschmiegenden Musik zu den Darstellern, so gebührt Madame Küchenmeister und Herrn Schloß die Palme des Abends. Wie vollkommen Madame Küchenmeister die Stelle einer ersten Sängerin ausfüllt, ist schon mehrfach berichtet worden, aber ihre heutige Leistung war wieder so ausgezeichnet, ihr Gesang so herrlich und effectreich, mit solch ausdrucksvollem Spiel gepaart, daß die Kritik ihr nur huldigend Preis und Lob spenden kann. Hr. Schloß hat das Charakteristische, das Unheimliche dieses noch mit den starren Vorurtheilen früherer Jahrhunderte kämpfenden Juden so natur- und wahrheitsgetreu in Maske und Spiel, und ohne zu karrikiren, wiedergegeben, daß wir, um einen gewöhnlichen Fachausdruck zu gebrauchen, sagen müssen, daß er auf diese Rolle allein reifen könne. Ueberall kann ihm der Beifall, der ihm auch hier in reichem Maße zu Theil wurde, nicht entgehen. Von mehreren Rollen, die wir von diesem Künstler gesehen, müssen wir diese als seine beste erklären, indem sie seinen Stimmmitteln und seiner Tonlage am meisten zusagt; Hr. Schloß hat diesen Cleazar aber nicht bloß gesungen, sondern auch mit Erfolg gespielt, und können wir nur der Theaterverwaltung im Allgemeinen auch hierin Glück wünschen, daß sie für das Rollensfach der ersten Tenore zwei so achtungswerthe Mitglieder, wie die Herren Schloß und Kahle, gewonnen hat. Letzterer hatte heute den Reichsfürsten übernommen, und diese nicht bedeutende Partie zum Gelingen des Ensembles ganz den an sie zu stellenden Anforderungen entsprechend ausgeführt. Der Regie dieser Oper (Hr. Rottmeyer) gebührt auch das Lob, die großen Aufzüge, Märsche etc. sehr brav einstudirt u. arrangirt zu haben, und so hatte sich Alles vereinigt, eine abgerundete Ausführung dieser Oper zur Anschauung zu bringen. Die festlich und daher etwas lebhaft gestimmten Zuschauermassen riefen Mad. Küchenmeister und Hr. Schloß nach dem zweiten und vierten Acte. 25.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.